Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag	— fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Gesammelte

Erzählungen und Novellen.

Von

Levin Schücking.

Gesammelte

Erzählungen und Novellen

von

Levin Schücking.

Vierter Theil.

Hannover.
Carl Rümpler.
1859.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Inhalt.

Der gefangene Dichter.

Novelle.

I.

Einer der großartigsten Residenzbaue des vorigen Jahrhunderts ist der, welcher den Großherzogen von Hessen und bei Rhein zum Aufenthalte dient. Wäre er so vollendet, wie Landgraf Ernst Ludwig, der fromme, thätige, väterlich sorgende Fürst ihn auszuführen beabsichtigte, so würde er an Pracht und Umfang wetteifern mit der größten aller Residenzen, welche das an solchen Schöpfungen so fruchtbare achtzehnte Jahrhundert errichtete, mit dem ungeheuern Sommerhause der neapolitanischen Bourbons zu Caserta. Leider aber sind Monsieur Rouge de la Fosse's, des Architekten, Pläne nur zum vierten Theile ausgeführt, und nur das Modell im Museum zu Darmstadt giebt jetzt ein Bild dessen, was das Ganze werden sollte nach der Idee seiner Gründer. Aber ist der große Bau von Ernst Ludwig's Nachfolgern nicht vollendet, so ist er von ihrer Liebe für

Kunst und Wissenschaft im Innern durch die geistigen Schätze, welche nach und nach darin gehäuft wurden, desto reicher ausgestattet. Schon die Regierungsperiode des Landgrafen Ludwig IX. legte den Grund zu diesen Schätzen und zwar in Folge des regen Eifers, der für jedes Gebiet geistigen Strebens und humaner Bildung in der großen und edlen Seele der Landgräfin, der schönen und vielgepriesenen Caroline lebte. Sie auch hat die Schloßschöpfung des Vorfahren mit sinnigem Geschmack ergänzt, indem sie jenen Park hinzufügte, der sich auf der Nordseite der Residenz ausdehnt, und jetzt mit seinen Anlagen, seinen schönen Baumgruppen, seinem kleinen See das Publikum auf die kiesbestreuten Pfade lockt.

In einer der regelmäßigen und reinlichen Straßen der großherzoglichen Hauptstadt, welche diesem „Herrengarten“ nahe liegen, steht ein einfaches zweistöckiges Haus, wenn wir nicht irren, mit dem Buchstaben E. und der Nummer 90. Dies Haus wird als eine Merkwürdigkeit den Fremden gezeigt; das heißt, wohlverstanden, denjenigen Fremden, welche darnach fragen sollten, und deren sind freilich gerade nicht allzuviel; denn wer in unserer vielbeschäftigten

Zeit hat so viel Muße übrig, um sich der Betrachtung alter Häuser hinzugeben, und seine Theilnahme haften zu lassen an Mauern und Wänden, die höchstens wohl „Ohren", aber leider keinen Mund besitzen, womit sie erzählen könnten, was sie einst Alles vernommen und erlauscht haben! Wäre das Letztere der Fall, dann freilich würde unser Nr. 90 E. manches tiefbedeutsame Wort, manche weittragende Idee, manchen hinreißenden Ausbruch einer dichterischen Inspiration uns überliefern können, die wohl werth, der Vergessenheit entrissen zu werden. Denn in diesem Hause wohnte einst Johann Heinrich Merk, und unter seinem Dache kehrten die „schönen Geister" einer Periode ein, über welcher ein so schöner Geist der Humanität und des von neuen und großen Gedanken befruchteten dichterischen Schaffens und Strebens schwebte.

Es war an einem warmen, klaren und einen heißen Tag kündenden Morgen im Sommer des Jahres 1772, als aus diesem Hause des Herrn Kriegszahlmeisters Merk ein junger Mann heraustrat, der mit leichtem elastischen Schritt die drei oder vier Stufen vor der Hausthüre niederstieg, und sich dann jenen erwähnten nahegelegenen An-

lagen des „Herrengartens“ zuwandte. Da sein Weg eine Strecke weit sich im Schatten einer Häuserreihe hielt, so schien er den Schutz seines kleinen dreieckigen Hutes, mit der schmalen Goldborte umher, für überflüssig zu halten; er trug ihn in den über den Rücken gelegten Armen. Das unbedeckte Haupt bot sich mithin frei der Beobachtung dar, und es konnte in der That nichts geben, was einer aufmerksamen Beobachtung würdiger gewesen, als eben dieses wunderbar schöne Jünglingshaupt. Seine strahlenden braunen Augen, seine kräftig geformte, in der Mitte etwas erhobene Nase, mit den stark ausgebildeten Flügeln, dem Zeichen der Race, des Muths und des Uebermuths; der regelmäßig gezeichnete Mund mit dem hohen Incarnat der Lippen, und das männlich stark ausgebildete Kinn — alles das bildete etwas, wie einen Normalkopf, und erinnerte an plastische Kunstschöpfung. Das schönste an diesem Kopfe war aber unstreitig die Stirn, welche mit der der Ludovisischen Juno an Regelmäßigkeit der Contouren und an sprechendem Ausdruck wetteifern konnte. Sie trat, obwohl sie nicht vorgewölbt war, sondern eher etwas hinter die senkrechte Linie zurückwich, doch um so mehr hervor,

als der junge Mann das sorglich gepuderte Haar straff zurückgestrichen und hinter dem Nacken in einen stattlichen Zopf zusammengebunden trug.

Der Zopf war aber nicht das Einzige, was der Fremde von dem charakteristischen Costüme von Anno 1772 an sich aufwies. Er war im Gegentheil ganz nach Mode des Tages und zwar mit Sorgfalt gekleidet; in weißer Pattenweste, im Rock von dunkelgrünem leichten Sommerzeuge, in kurzen Beinkleidern von schwarzem Halbsammet und schwarzseidenen Strümpfen; den Degen, welcher damals zur Toilette eines solchen Cavaliers gehörte, hatte er jedoch fortgelassen.

Mit raschen, festen, fast eiligen Schritten ging er dem „Herrengarten" zu. Aber in eigenthümlicher Weise veränderte sich sein Gang, wir möchten sagen, sein ganzes Wesen, als er im Bereiche des einsamen, um diese Stunde von Niemandem besuchten Gartens war. Seine Schritte wurden plötzlich langsam, seine Art, sich zu bewegen, bekam etwas Unstätes — es drückte sich etwas wie ein zielloses Schweifen darin aus; er schlenderte bald an der rechten Seite des breiten gewundenen Pfades, bald war er zur Linken hinübergeschwankt, und eben so

träumerisch irrend schweiften seine Blicke umher. Bald ruhten sie auf einer Blumencorbeille, bald auf einer Gruppe von Bäumen, und als er endlich an dem kleinen See angekommen, auf welchem sich ein Paar Schwäne bewegten, blieb er stehen, und schien die Blicke nicht von ihnen losreißen zu können, als ob er seine Freude daran habe, wie die schönen, mit einer so poetischen Mission unter den übrigen Geschöpfen bevorzugten Thiere — der nämlich, sich von allen Dichtern aller Zeitalter besingen zu lassen — an nichts Anderes dachten, als die Hälse in's Wasser zu tauchen und die Köpfe in den Schlamm zu stecken.

Als er endlich genug zu haben schien an diesem Schauspiel und sich abwandte, um weiter zu gehen, erblickte er in einiger Entfernung einen jungen Gärtner oder Gartengehülfen, der neben einem der Blumenbeete stand, und seine auffallend stattliche, kräftige Gestalt müßig gaffend auf die Schaufel lehnte — so daß ihm der Fremde gerade in derselben Weise zum Schauspiel gedient zu haben schien, wie diesem die beiden Schwäne.

Dem Fremden mochte die Entdeckung, so beobachtet worden zu sein, wo er sich ganz unbelauscht

gewähnt, ein unbehagliches Gefühl erregen. Er ging jetzt rasch mit demselben straff elastischen Schritt, den er gehabt, als er sich noch in der Stadt befunden, weiter. Der Weg, den er verfolgte, und der sich schlangenartig zwischen den großen Rasenflächen umherwarf, führte ihn gegen sein Erwarten mit einer plötzlichen Wendung ganz in die Nähe des Gärtners.

Es war, wie gesagt, ein großer, kräftig gebauter Bursch mit einem ächt deutschen Blondkopf, hübsch, frisch, von der Sonne gebräunt und dabei höchst kecken, unternehmenden Blicks.

Mit einem spöttischen Lächeln folgte er den Bewegungen des Fremden, und sah ihm mit demselben spöttischen Lächeln in's Gesicht, während der junge Mann durch seinen Weg fast in gerader Richtung auf ihn zugeführt wurde.

Den jungen Cavalier schien dies höchlichst zu verdrießen, und um den Burschen in seine Schranken zurückzuweisen, blieb er neben ihm stehen und sagte mit ziemlich befehlendem Tone:

Schneide Er mir doch ein Bouquet aus den Blumen dort!

Der Gärtnerbursch rührte sich nicht; auf seine Schaufel gestützt bleibend, antwortete er:

Hier wird nichts abgeschnitten!

Und weshalb nicht?

Weil's verboten ist.

Ich bezahl's Ihm!

Für Fremde geht's nicht!

Ich bin Seiner Herrschaft nicht fremd!

Ist Er ein Herr vom Hofe?

Vom Hofe? Nun ja, vom Hofe Apoll's, guter Freund!

Der Gärtner schüttelte den Kopf. Der Fremde aber schien sich auf seinen Strauß zu capriciren. Er wollte nicht abziehen ohne ihn. Der Bursche sollte nicht mit doppeltem Spott ihm nachschauen.

Geb' Er das Bouquet nur immer her. Ein gutes Trinkgeld soll Ihm werden, fuhr er immer in demselben befehlenden Tone fort.

Was will Er mit dem Strauß? versetzte der Gärtnerbursche. Er kommt damit gar nicht zum Garten hinaus; an den Ausgängen wird vigilirt, von den Aufsehern, den Schildwachen — die werden Ihn anhalten, wenn Er mit Blumen daher kommt.

Thut nichts — ich werde den Aufsehern ein Stück Geld in die Hand drücken.

Ist hierorts nicht Mode, das Geldindiehanddrücken! antwortete der Gärtner lächelnd. Und noch einmal, was will Er denn mit dem Strauß, daß Er sich's so viel will kosten lassen?

Was geht's Ihn an?

Nun, ich meinte nur — versetzte der Bursch, sich jetzt abwendend und seine Schaufel ergreifend, um die Erde zwischen den Blumen damit aufzulockern.

Der junge Herr zog seine Börse hervor und nahm ein paar Silberstücke heraus.

Das erhält Er für den Strauß, sagte er.

Der Gärtner hielt in der kaum begonnenen Arbeit inne und blickte den Fremden verwundert an. Eine solche Hartnäckigkeit und zwar, wie es doch allen Anschein hatte, blos um die Befriedigung eines launenhaften Wunsches zu erreichen, mochte ihm etwas Neues sein. Er kannte den Eigensinn einer Poetenphantasie nicht.

Geld thut's allein nicht, antwortete er dann; wenigstens gehören auch gute Worte dazu. Was will Er mit dem Strauß?

Muß ich denn durchaus etwas damit wollen?

Weil Er sich's so viel will kosten lassen, ja!

Gut denn — ich will ihn meinem Schatz schenken.

Das ist etwas Anderes! sagte der Bursche, indem er sein krummes Gartenmesser hervorzog.

Hat Er je von der Blumensprache gehört?

Müßt ich doch nicht Gärtner sein, hätt' ich nicht wohl davon gehört; aber ich verstehe mich nicht darauf. Bin noch nicht lang' in dem Geschäft!

Nun, seh Er, die Levkoien da, die Er mir schneidet, die bedeuten: „heut komm ich!“ und die dunkle Nelke — geb' Er mir die dunkelrothe Nelke hinein, die bedeutet: „um sieben Uhr, wenn der Abend purpurn niederdunkelt!“

Das ist hübsch, sagte der Gärtner. Und dieser Goldlack, bedeutet der auch etwas? Soll ich ihn hinzugeben?

Freilich — „ich bin Dir treu wie Gold“ bedeutet er — und „bleib' Du mir auch im Stillen hold“ sagt die Aurikel; so, schneide Er von beiden ab!

In der That, die Blumensprache gefällt mir, ich danke Ihm für den Unterricht; will mir's merken:

Ich bin Dir treu wie Gold,

Bleib' Du mir auch im Stillen hold —

recitirte, wie um sich's einzuprägen, der Gärtnerbursche.

Und dann fuhr er fort:

Wenn der Abend purpurn niederdunkelt —

Aber da fehlt der Reim darauf; müßt' so etwas sein, wie munkelt — funkelt —

Richtig, fiel der junge Fremde ein, funkelt — etwa:

Dem Sterne gleich Dein schönes Auge funkelt!

Der Gedanke zwar ist wenig neu,

Doch Anlage hat Er zur Poeterei! — —.

Am Ende finden wir noch, daß wir Brüder im Apoll sind!

Apoll, was besagt das? fragte der Bursche, indem er sich aufrichtete, die geschnittenen Blumen ordnete und einen kleinen Knäuel Bast aus der Brusttasche hervorzog, um den Strauß zu binden.

Nun will Er gar noch Unterricht in der Mythologie, nachdem Er die Blumensprache bereits gelernt. Das nächste Mal, mein Freund! heut' sage ich Ihm nur, daß Brüder im Apollo nicht immer so viel heißt, wie gute Brüder!

Der Gärtner überreichte seinen Strauß.

Ich danke Ihm, sagte der junge Herr. Da nehm' Er sein Trinkgeld. Adieu!

Adieu! versetzte der Gärtner, und während der Andere sich zum Gehen wandte, rief er ihm lachend nach: Und viel Vergnügen auf den Abend, Herr Bruder!

II.

Der Fremde verschwand hinter den nächsten Gebüschpartien. Der Gärtnerbursche nahm seine Arbeit vor, aber nach wenigen Minuten warf er seine Schaufel über die Achsel, als ob ihn das Geschäft, das er begonnen, langweile, und den Dessauer Marsch pfeifend ging er gemächlich geraden Weges, ohne sich reglementmäßig den Windungen der Pfade zu fügen, über den Rasen davon. Er suchte den dem Schlosse zunächst liegenden Theil der Anlagen auf und näherte sich hier einem hübschen kleinen Hause, das unter einer Gruppe hoher Pappeln, von dichtem Gebüsch umgeben, gar idyllisch dalag. Es war weiß beworfen, an der Süd- und Westseite von Reben umsponnen; zur Rechten und Linken der niedern Thür zeigten sich Staffelbänke, die eine Fülle von Blumen in Töpfen trugen. Da das Gebäude obendrein nicht gar weit von dem großen

eisernen Gitterthore entfernt lag, welches den Haupteingang in die Anlagen bildete, so war unschwer in dem freundlichen Häuschen die Wohnung des Obergärtners zu erkennen.

Als der Gärtnerbursche das Haus erreicht hatte, lehnte er seine Schaufel an die Mauer desselben, zog seine leichte graue Leinenjacke glatt, nahm sodann den Strohhut ab, um sich das Haar aus der Stirn zu streichen und zu ordnen, und nachdem er endlich einen Blick an sich selber herabgeworfen, wie um den ganzen Zustand seiner äußeren Erscheinung zu mustern, begann er, den Blicken eine andere Richtung zu geben. Er spähte nämlich mit einer gewissen Unruhe durch die offene Hausthüre in das Innere des Häuschens; er ging darauf zum nächsten Fenster, — sodann zum zweiten und endlich zu einem dritten; aber überall stieß sein suchendes Auge auf einen neidischen Vorhang von rothgewürfeltem Calico, der hinter den Scheiben hing und jeden Einblick in die inneren Räume des idyllischen Hauses unmöglich machte. Mißvergnügt wandte sich der Bursche jetzt der Hausthüre zu — er setzte zögernd den Fuß auf die Schwelle — aber im nächsten Augenblicke zog er ihn wieder zurück, begann auf's

Neue den alten Dessauer zu pfeifen und mit auffallend erhellten Zügen ging er von dannen, der Rückseite des Hauses zu.

Nach wenigen Augenblicken kehrte er zurück, eine Leiter von ansehnlicher Länge auf der Schulter tragend. Er wandte sich damit nach der einen Giebelwand des Häuschens, lehnte die Leiter daran und stieg nun empor, bis auf die obersten Staffeln. Hier bog er vorsichtig, etwas scheu, wie es schien, den Kopf so zur Seite, daß er in das halb geöffnete Fenster, welches oben im Giebel angebracht war, blicken konnte. Eine Weile spähte er ungestört hinein; plötzlich aber, mit einer Bewegung, so hastig, daß er beinahe das Gleichgewicht darüber verloren hätte, wandte er sich ab, stieg eine Staffel tiefer und begann mit wunderbarer Hast und grenzenlosem Eifer Rebenblätter abzuflücken.

Das Fenster oben hatte sich unterdeß auch zur anderen Hälfte geöffnet und ein ganz allerliebster feiner, schwarzäugiger Mädchenkopf blickte heraus.

Aber, Wilhelm, um Gotteswillen, was macht Er? Ist Er toll? Schämt Er sich denn nicht? sagte das junge Mädchen zornig.

Schämen? Ei, weshalb denn, liebreizende Jungfer Minette?

Daß Er so keck und unartig ist, in meine Kammer hineinzuspioniren — und dazu hat Er am hellen Tage die Leiter an die Wand gestellt, damit's Jedermann sieht, der Augen hat!

Weiß denn Jedermann, wo Ihre Kammer ist, Jungfer Minette? fragte der Bursch.

Er ist abscheulich!

Levkoie!

Nun, macht Er bald, daß Er da fortkommt?

Goldlack!

Wilhelm, ich rufe den Vater, wenn Er nicht geht!

Aurikel!

Ich glaube, Er ist übergeschnappt!

Das bin ich freilich, und zwar aus Liebe zu einer so ungebildeten Person, die nicht einmal die Blumensprache versteht! Das war Alles Blumensprache, Minette!

Meinethalben spreche Er mit den Blumen, aber hier hat Er nichts zu schaffen!

Allerdings! ich habe alle Hände voll zu thun. Ich muß die Weinblätter abflücken, damit die Sonne

die jungen Trauben bescheinen kann; es ist die höchste Zeit, daß diese Arbeit geschieht!

Und nach diesen Worten gab Wilhelm sich auf's Neue eifrig seiner Beschäftigung hin.

Minettens Zorn über ihn mußte nicht von der gefährlichsten Art sein. Sie blieb mit dem Oberkörper in dem Giebelfenster liegen und sah ihm aus ihren schwarzen Schelmenaugen lächelnd zu.

Nach einer Weile blickte Wilhelm blinzelnd zu ihr auf.

Jungfer Minette, sagte er, wie wird's am Sonntag? Hat Sie's dem Vater gesagt?

Minette schüttelte den Kopf.

Sie will's nicht?

Was nützt's? Er leidet's nicht, daß ich mit Ihm zum Tanze geh'. Der verlaufene Schwab', der Wilhelm, ist ein Obenaus und Nirgendsan, sagt er.

Ich danke Ihr, Minette.

Mir?

Nun ja, weil Sie's so hübsch boshaft nachspricht. Und ich hätt' Ihr doch ein hübsches seidenes Band geschenkt, wenn Sie am Sonntag mit mir

nach Bessungen hinaus zum Tanz gegangen wäre! Ich habe Geld, Minette.

Wilhelm klimperte mit den erhaltenen Silberstücken in der Tasche.

So mach' Er sich ein Vergnügen damit; geh' Er heut' Abend in den Birngarten Kegel schieben; es wird eine silberne Uhr ausgesetzt.

Wilhelm schüttelte mißvergnügt den Kopf.

Geh' Er nur immer hin, fuhr Minette fort, Er thut mir einen Gefallen damit.

Wenn ich kegeln geh'?

Nun ja; es fällt den Leuten auf, daß Er allezeit die Abende hier umherlungert. Er geht nirgendwo hin. Er bringt mich in's Gerede.

Was schadet's, allerholdseligste Jungfer Minette? Bin ich denn kein anständiger Freier für die Jungfer? Bin guter ordentlicher Leute Kind. Mein Geschäft, die Gärtnerei, versteh' ich auch. Daß ich bin durchgebrannt von den Soldaten fort und über die Grenze von unserm guten Schwabenländle — nun, das kann mir nicht schaden, bei keinem Menschen nicht. Wen die Werber gefaßt haben, der ist übel daran, absonderlich bei unserm Karl Herzog; und wer sich nicht aus dem Staube macht, sobald

er Weg und Steg sieht, der ist ein Narr. Ich hab's deshalb kein Hehl, daß ich das abscheuliche Ding, den Schießprügel, weggeworfen habe. Ihr Vater weiß es auch, Jungfer Minette; er hat mich doch zum Gehülfen angenommen und ich denk', er nimmt mich noch zu etwas Besserem an.

Was Er sich einbildet! entgegnete Jungfer Minette spöttisch, und eine Handvoll Blätter von den Reben, die bis zu ihrem Fenster hinaufgeklettert waren, abreißend, um sie dem jungen Manne auf den Kopf zu werfen.

Wilhelm ergriff eine der lang niederhängenden jungen Loden und führte damit einen Schlag nach dem jungen Mädchen.

Dieses sprang kichernd zurück und verschwand hinter dem Fenster.

Wilhelm schaute eine Weile in die Höhe, mit seiner Rebe bewaffnet, wie um den Schlag zu wiederholen, sobald sie sich auf's Neue erblicken lasse. Aber Minette erschien nicht.

Minette! begann er leise zu rufen.

Keine Antwort.

Allersüßeste Jungfer Minette!

Der schwarze Lockenkopf ließ sich bemerken, wie

er vorsichtig um die Kante der Fenster-Einfassung schaute.

Will Er die Rebe fallen lassen, kicherte sie, sonst .... und dabei streckte sie ihren hübschen runden Arm, den der offene Aermel des Morgenjäckchens vom Ellenbogen an unbedeckt ließ, über Wilhelms Haupt mit einem vollen Glase Wasser aus und drohte, dies über ihn niederzugießen. Will Er sich jetzt auf's Bitten legen?

Thu' ich etwas Anderes, als mich auf's Bitten legen bei der Jungfer Minette? entgegnete er, sich rasch zur Seite wendend, um dem drohenden Gusse auszuweichen. Wenn's nur hülfe bei der hoffährtigen Jungfer Minette. Sie ist gar zu stolz auf ihr verwettert hübsches Lärvchen und ihres Vaters große eiserne Geldkiste.

Geldkiste? Welche Geldkiste? versetzte Minette, indem sie das Glas neben sich auf die Fensterbank setzte.

Nun, die große Geldkiste, die der Vater in der Hinterstube hat, die er Niemanden betreten läßt und immer so sorgfältig verschließt.

Minettens Züge wurden plötzlich ernst. Sie schüttelte ihren hübschen rosigen Kopf und sagte:

Einfältig Gerede! Kümmere Er sich nicht darum.

Nun, was steckt denn sonst dahinter, wenn's nicht wahr ist, was die Leute sagen, der Gärtner habe einen grausam reichen Onkel in Westindien beerbt und das Geld sei in einer großen eisernen Kiste gekommen und die habe der Gärtner in seiner Hinterstube fest in die Wand mauern lassen?

Davon ist keine Sylbe wahr, Wilhelm. Wenn Er deshalb nach mir freit, so lasse Er's nur ja bleiben!

Es ist aber doch wahr, daß Niemand je von dem Gärtner in die Hinterstube gelassen ist; daß er nie einen Schritt aus dem Hause setzt, ohne vorher nachgesehen zu haben, ob auch die Thüre fest verschlossen; daß die Fenster mit dichten Vorhängen sorgfältig verhüllt sind, so daß Niemand vermag, einen Blick hineinzuwerfen — was bedeutet denn das Alles?

Frag' Er den Vater! entgegnete Minette, ernst lächelnd.

Ich werde mich hüten. Wer ihn fragt, den wirft er zur Thüre hinaus. Also muß doch etwas ganz Absonderliches in der Stube sein. Etwas

Lebendes ist's nicht, denn dann müßte man bemerken, daß Speise und Trank hineingebracht würde —

Vielleicht geschieht's des Nachts, wenn Alles schläft, warf Minette spöttisch ein.

Wilhelm schüttelte den Kopf.

Dann müßt' ich's hören, sagte er; denn ich, Jungfer Minette, damit Sie's nur weiß, ich schlafe mein Lebstage nicht.

Bei Tage nicht, das glaub' ich.

Auch in der Nacht nicht, weil ich an meinen allerholdseligsten und allergrausamsten Schatz denke.

Minette griff wieder zum Wasserglase und streckte es lachend über Wilhelms Kopf aus. Dieser bog zur Seite aus, aber der Guß kam nicht.

Nachts, fuhr der Gärtnerbursche dann fort, bleibt's im ganzen Hause still. Also ein Mensch kann's nicht sein, der in der Hinterstube versteckt ist. Eine rare Pflanze, welche der Gärtner erzöge, auch nicht, die müßte Licht und frische Luft haben. Was ist's nun? Der Gärtner wird doch Niemanden todtgeschlagen und darin versteckt haben? Es ist freilich nicht mit ihm zu spaßen, er kann zornig genug werden, wenn ihm etwas in die Quere kommt!

Wie mag Er nur so abscheuliches Zeug reden,

versetzte Minette, die Farbe leicht wechselnd; pfui, Wilhelm!

Aber es muß doch seinen Grund haben, fuhr der Gärtnerbursche fort.

Den hat's auch, seinen guten Grund, daß der Vater Niemanden in die Stube läßt. Aber es hat sich Keiner darum zu kümmern — Er auch nicht, versteht Er, Wilhelm! laß Er's sich gesagt sein oder mit unserer Freundschaft ist's ein für alle Mal aus, daß Er's weiß. Laß Er die Leute reden, wenn's ihnen Vergnügen macht, thörichtes Zeug zu schwätzen!

Und damit zog sich Minette vom Fenster zurück.

Wilhelm blickte eine Weile hinauf, um zu sehen, ob sie nicht wieder erscheine.

Sie hat's quer genommen, daß ich endlich einmal davon begonnen habe, sagte er dann halblaut für sich. Und so klug bin ich, als wie zuvor. Curios ist's bei alle dem. Neulich Abends kommt der Lehrbub', der Matthes, gelaufen und sagt, er habe in der Dämmerung die weiße Frau über den Schloßplatz her in den Garten schreiten sehen, verschleiert, langsam sei sie daher gegangen und auf des Gärtners Wohnung zu — die Thüre sei wie von selbst vor ihr aufgesprungen — drinnen sei sie

verschwunden . . . hat der Bube gelogen oder die Wahrheit gesprochen? Ja, ja, seltsam ist's, die Geschichte mit der Hinterstube; wie oft hab' ich mich auf die Lauer gelegt, aber wahrzunehmen ist nichts. Nun freilich, wenn etwas wahrzunehmen ist, wird's der Herr Gärtner schon vorher wissen, und dann heißt's: Wilhelm, die Bäume hinten im Küchengarten müssen heute beschnitten werden, und Du, Matthes, lauf nach Kranichstein, dem Herrn Wildmeister sollst Du Quittenreiser bringen — damit sind die Aufpasser beseitigt!

III.

Kehren wir jetzt zu dem jungen Manne mit dem Strauße zurück. Er hatte sich in einem der abgelegensten Theile der Anlagen begeben und dort auf eine Gartenbank niedergeworfen. Hier hatte er lange gesessen, das Haupt auf die Lehne der Bank zurückgelegt und so in die dunkle Bläue des Himmels starrend. Sein Auge hatte dabei einen eigenthümlichen schwärmerischen Glanz angenommen; auf seiner schönen Stirn lag etwas wie ein Weben unendlich beglückender hochfliegender Gedanken. Dann stand er auf und sagte halblaut für sich:

Genug geträumt in der freien schönen Gotteswelt! Wir müssen jetzt zu Merk zurückkehren, der von seinem Kriegszahlamt nun wieder daheim sein wird. Wollen hören, wie Johann Heinrich Reinhard der Jüngere*) über all die Sachen denkt, die

*) Merk's Schriftstellername.

uns durch den Kopf gegangen, und welche Bosheiten er heute einmal wieder uns und allen seinen lieben Mitchristen an den Kopf werfen wird!

Mit raschen Schritten suchte er dann den Ausgang auf und zwar den Hauptausgang nach dem Schloßplatze hin, in dessen Nähe die Wohnung des Gärtners lag. Ein paar hundert Schritt von demselben entfernt blieb er plötzlich stehen.

Aber mein Strauß! sagte er, indem er das große Bouquet, welches Wilhelm ihm vor einer Weile hatte schneiden müssen, betrachtete und sein Gesicht darin barg, um den Duft in langen Zügen einzusaugen. Schöner Strauß, du bist Contrebande! Am Thore werden wir auf eine Wache oder einen Aufseher stoßen, die dich confisciren und am Ende den Frevler, der dich trägt, dazu! Soll ich dich fortwerfen? Es wäre Schade darum; aber sieh da, taucht nicht da ein allerliebstes Mädchenantlitz vor uns auf? — bringen wir ihr die Kinder Florens zum Angebinde!

Das Mädchenantlitz, welches der junge Mann in diesem Augenblicke vor sich erscheinen sah, war kein anderes, als das Minettens. Minette erschien nämlich, nachdem sie das von ihrem Kammerfenster

aus gepflogene Gespräch abgebrochen hatte, unten in der Hausflur; sie war im Begriff, in den Garten zu gehen, aber da sie den fremden jungen Mann sich nahen sah, wartete sie, bis er vorüber gegangen.

Der Fremde ging aber nicht vorüber. Im Gegentheil, er kam geraden Weges auf das Gärtnerhaus zugeschritten, trat über die Schwelle in die offene Hausflur und überreichte Minetten sein Bouquet mit den Worten:

Nehmen Sie diesen Strauß von mir an, schönes Kind — wollen Sie ihn nicht von mir, als einem Unbekannten, annehmen, nun, so denken Sie, der Garten sende Ihnen seine schönsten Blumen zum Morgengruß.

Mein Herr, ich weiß nicht . . . stotterte Minette, bis unter die Haarwurzeln erröthend, und streckte nur sehr zögernd die Hand nach dem Geschenke aus.

Wollen Sie mich mit einem Korbe betrüben?

Sie sind sehr galant, mein Herr — — aber in der That, wenn der Vater die abgepflückten Blumen sieht . . .

So giebt es eine Untersuchung? O, seien Sie darüber ruhig. Es hat ihn keine unberufene Hand

geraubt; der junge Gärtner selbst hat ihn geschnitten und so sinnig und hübsch geordnet.

Wer, der Wilhelm? entgegnete Minette und griff nun unbedenklich nach dem Strauße.

Ja, der Wilhelm wird es gewesen sein, antwortete lächelnd der Fremde; Sträuße, die der Wilhelm bindet, scheinen sich freundlicher Aufnahme bei Ihnen zu erfreuen, — ist's nicht so?

Minette erröthete auf's Neue und, um es zu verbergen, neigte sie ihr hübsches Gesicht über die Blumen.

Ich danke Ihnen, mein Herr! sagte sie dann, indem sie einen zierlichen Knix machte.

Der junge Mann blieb stehen, trotz dieser verständlichen Andeutung, daß man ihn verabschiede. Die seltene Anmuth des hübschen jungen Mädchens schien ihn zu fesseln.

Wollen Sie mich so gehen lassen, Demoiselle, hub er an, ohne mir Ihre allerliebsten Fingerspitzen zum Küssen zu reichen?

Sie schüttelte kokett den Kopf.

Ich muß nun an meine Arbeit, Herr, versetzte sie, sich von ihm abwendend.

Der Fremde ergriff sie am Arme.

Der Wilhelm sieht's nicht! sagte er in neckendem Tone.

Sie entzog sich ihm mit einer raschen gewandten Bewegung, nickte ihm lächelnd zu und wollte eben der Treppe im Hintergrunde der Hausflur zueilen, als sie plötzlich wie angewurzelt stehen blieb und erschrocken ausrief:

O, mein Herr, gehen Sie doch! Gehen Sie!

Was ist Ihnen, weshalb wechseln Sie erschrocken die Farbe? Sehen Sie den Wilhelm drohend da hinten auftauchen?

Sie haben noch gut scherzen, rief sie halblaut aus, ängstliche Blicke zur offenen Thüre hinaus werfend, machen Sie um Gotteswillen, daß Sie fortkommen; fort — nein, nicht in den Garten, das ist zu spät, man sieht Sie — rasch hierhin, die Treppe hinauf — warten Sie oben!

Und damit schob das junge Mädchen den Fremden, der willenlos ihrer Hast nachgab und nicht begriff, was sie so mit Angst erfüllte, die Treppe hinauf.

Warten Sie, bis ich Sie herunter hole, rief sie ihm noch einmal halblaut nach und dann hörte er sie unten eine Thüre öffnen und davon gehen.

Er sah sich oben in einem schmalen Corridor, auf den die Treppe führte. Am Ende dieses Corridors befand sich eine Thür, welche halb geöffnet stand und den Einblick in eine Kammer freiließ; im Hintergrunde der Kammer war ein offenes Fenster. Der junge Mann schritt den kleinen Corridor hinab und blickte neugierig in den Raum; es war ein freundliches, nett und zierlich gehaltenes Giebelzimmerchen; Minettens Bett, mit weißer Spreitdecke überzogen, stand zur Rechten, links ein Tisch mit ihrem kleinen, einfachen Toiletten-Apparat. Der Fremde sah sich lächelnd in dieser friedlichen jungfräulichen Umgebung um, dann ging er bis an das offene Fenster, um einen Blick hinauszuwerfen.

Als er nun sich durch das Fenster vorbog, begegnete er höchst unerwartet einem andern Blicke, der verwundert ihm entgegenschaute.

Dieser verwunderte Blick schoß aus den, die höchste Ueberraschung ausdrückenden, weit aufgerissenen Augen Wilhelms, des Gärtnergehülfen, der gerade unter dem Fenster auf seiner Leiter stand, noch immer mit dem Abpflücken unnützer Rebenblätter beschäftigt.

Ah! Er! Er da?! rief Wilhelm aus, und mit

dem zitternden Tone höchsten Zornes setzte er hinzu: Was zum Teufel hat Er da zu schaffen?

Der Fremde wollte antworten, aber der Gärtnergehülfe hörte schon nicht mehr auf ihn; er stieg, er sprang vielmehr die Staffeln blitzschnell hinab und verschwand um die Hausecke.

Wilhelm war außer sich; ein fremder junger Mensch schaute aus Minettens Kammer heraus; er mußte sich augenblicklich Aufklärung darüber verschaffen, was er sich dabei zu denken habe, und deshalb stürmte er fort, in's Haus hinein.

Als er in die Thüre trat, erschien eben Minette aus dem Wohnzimmer links und wollte eilig über die Flur, der Treppe nach oben zu, um den Fremden, den sie dort hinaufgeschickt hatte, herunter zu holen und fortzuschaffen.

Aber Wilhelm ergriff sie am Arme.

Minette! sagte er, Jungfer Minette!

Nun, was ist's?

Er antwortete nicht, er schien vor Zorn die Sprache verloren zu haben — er deutete todtenbleich auf den großen, schönen Strauß, den Minette in den Gürtel gesteckt hatte.

Was ist's? fragte sie noch einmal, bebend in

die eine fürchterliche Leidenschaft spiegelnden Züge Wilhelms blickend.

Was bedeutet der Strauß?! flüsterte er jetzt mit vor Wuth halb erstickter Stimme, von wem hat Sie den Strauß?

Den Strauß? Den hat mir eben ein Fremder gegeben.

Ein Fremder! ja, ein Fremder! o, ich weiß, wie fremd er Ihr ist — Sie Abscheuliche, — o, Alles, Alles weiß ich — weiß, was der Strauß bedeutet, was die dunkelrothe Nelke heißt — und ich Esel, ich mußte selbst den Strauß schneiden, darum war dieser Fremde so eigensinnig versessen darauf, daß ich den Strauß bände, damit er und Sie über mich spotten und mich verhöhnen könnten — und darum wollte Sie mich durchaus für den Abend in's Wirthshaus senden — sieht Sie, daß ich Alles weiß, Sie Schlange, Sie Lügnerin, Sie...

Wilhelm — nein, wahrhaftig, Wilhelm, Er ist rein toll geworden!

Nun, zum Tollwerden ist's freilich! So belogen und betrogen zu werden!

Wer hat Ihn betrogen?

Sie!

Mit dem Strauß? Ist's denn nicht Alles heller Wahnsinn, was Er spricht?

Sie leugnet's noch! Sie leugnet wohl noch gar, daß Sie den Fremden oben in Ihrer Kammer verborgen hat? O, Sie Falsche, Hinterlistige, Gottlose . . . aber warte Sie nur, das soll der Vater erfahren, mit eigenen Augen soll er's sehen, wie Sie's treibt!

Und damit stürzte der Mensch, der sich in eifersüchtiger Wuth selbst nicht mehr kannte, zum Hause wieder hinaus, um im Garten nach dem Vater des Mädchens zu suchen.

Minette, welche sich bis jetzt von all' den Vorwürfen, die so plötzlich über sie ausgeschüttet wurden, nicht hatte die Geistesgegenwart rauben lassen, da sie sich ihrer vollständigen Unschuld bewußt war, begann nun dennoch, diese Geistesgegenwart zu verlieren. Den Vater fürchtete sie. Er war ein strenger, zorniger Mann. Er war leider — wir müssen es zur Steuer der Wahrheit gestehen — ein leidenschaftlicher Verehrer des landesüblichen Traubensaftes. Während diese Neigung Meister Allgeyer's Cerebralthätigkeit eben nicht zu höherer Intelligenz verfeinert hatte, waren dadurch die cholerischen Theile seines

Temperaments, die biliösen Elemente seines Organismus, in einer Weise verstärkt und ausgebildet, daß er außerordentlich stürmischen Zornanfällen ausgesetzt war, und alle Worte der Vernunft waren in solchen Augenblicken an Meister Allgeyer vollständig verloren, ja rein verschwendet.

Minette bekam deshalb einen tödtlichen Schrecken bei der Drohung Wilhelms, ihren Vater herbeirufen und sie vor ihm anklagen zu wollen . . . mochte sie so unschuldig an Allem dem, was Wilhelm ihr vorwarf, sein, wie sie wollte, — wenn er den Vater zuerst erreichte und ihm mit seinem tollen Geschwätz den Kopf erhitzte, nachher war sie verloren. Deshalb sprang sie Wilhelm nach, strebte, ihn am Arme zurückzuhalten, versuchte, ihn zum Bleiben, zum ruhigen Anhören zu bewegen, gab ihm alle möglichen guten Worte und gelangte, während er fortfuhr, seine eifersüchtigen Anklagen hervorzusprudeln, immer weiter von dem Gärtnerhause fort, in die Gebüsche der Anlagen hinein.

Der junge Mann, den wir oben in Minettens Kammer gelassen haben, war unterdeß, nachdem er sich noch einmal mit seinem lächelnden Fürwitz da umgesehen, zurück und wieder auf den Corridor ge-

gangen, von dem Minette ihn herabholen zu wollen versprochen hatte. Er vernahm den lauten Wortwechsel unten, ohne verstehen zu können, um was es sich handelte. Leise ging er der Treppe näher; aber in diesem Augenblicke entfernte sich der eifrige Stimmenwechsel und verlor sich dann außer dem Hause in den Garten hinein.

Der Fremde schritt nun behutsam die Treppe hinunter. Die größte Stille herrschte im ganzen Hause. Unbehütet lag es da, die Hausthüre offen, offen auch die Thüre rechts, in welche Minette vorhin eingetreten war, nachdem sie den Fremden so eilig und erschrocken die Treppe hinaufgesandt hatte.

IV.

Der Fremde schien entweder eine sehr neugierige oder eine sehr beachtungssüchtige Natur. Jedenfalls fehlte es ihm nicht an einer gewissen Dosis von unbefangener Keckheit, denn mit dieser trat er, statt das Häuschen, in welchem er doch im Grunde ganz und gar nichts zu suchen hatte, jetzt zu verlassen, in die offene Thüre rechts. Sie führte in das Putz- und Visitenzimmer Meister Allgeyer's; es war sehr blank und rein gescheuert, die Stühle und Tische standen in der schönsten Ordnung da; der Thüre gegenüber blähte sich breit der Luxus eines schönen Sopha's aus Kirschbaumholz und auf der Commode unter dem Spiegel standen auf weißer gehäkelter Decke allerlei altfränkische Nippsachen: kleine Schäferfiguren in sächsischem Porzellan, ein Topf mit Potpourri und das unvermeidliche Kaffeegeschirr mit rothgeblümten Schalen. Die Wände waren geweißt,

aber statt der fehlenden Tapeten hatten allerlei illuminirte schöne Kupferstiche, auf denen Paul und Virginie in den zärtlichsten Situationen ihres rührenden Lebenslaufes oder der alte Fritz in den hervorragendsten Momenten seiner Heldenlaufbahn dargestellt waren, die Kosten der Ausschmückung übernommen.

So unterschied sich denn der Raum in nichts von anderen Stübchen gleicher Bestimmung in jener guten bescheidenen Zeit; es war nichts da, was verdiente, die Blicke so lange zu fesseln, als der Fremde sich in diesem Raume aufhielt. Und von dem Stübchen wurden seine Blicke auch in der That nicht gefesselt; sie flogen durch dasselbe hindurch in einen zweiten dahinter liegenden Raum, in welchen er hineinschaute und an dessen Ende sich ihm ein Anblick darbot, der ihn anzog. In der Ecke dieser Hinterstube nämlich war eine dunkle Vertiefung angebracht, welche von dem jungen Manne im ersten Augenblicke für ein hohes Kamin gehalten wurde, dann aber, bei näherem Hinsehen sich als offener Eingang in eine tiefliegende Räumlichkeit darstellte, zu groß freilich, um etwa als Eingang in gewöhnliche Kellerräume zu dienen. Darauf zuschreitend

sah der junge Fremde, daß eine Treppe von vielleicht zehn Stufen hier ziemlich steil hinabführte, und zwar in einen Gang, der unter der Erde fortlief. Der Eingang über der Treppe war gewölbt aus rohen Tuffsteinen, die kunstreich so gelegt schienen, daß sie hie und da kleine Lücken ließen, durch welche Licht eindrang. Auf dem bituminösen Gestein der Wände wucherten üppige Schlingpflanzen. Unten war der Gang mit glänzend reingehaltenen Fließen ausgelegt, die schwarze und rothe Careaux bildeten.

Der Herr Gärtnermeister scheint sich hier ein unterirdisches Tusculum angelegt zu haben, sagte unser junger Freund, indem er die Stiegen hinabschritt und aufmerksam die ganze Einrichtung und die Structur der Wände betrachtete. Nachdem er etwa zehn Schritte in dem dämmernden Raume vorwärts gemacht, gelangte er an eine Wendung und, um diese einbiegend, sah er sich in ein Stück des Ganges versetzt, das durch zahlreichere und größere Oeffnungen im Gestein der Decke noch besser erhellt war. Die herabhängenden Schlingpflanzen zeigten sich hier noch reicher geordnet, und mit ihrem hellen, schwach gefärbten Grün, das wegen Mangel an freier Luft nicht zur völligen Entwicke-

lung gediehen war, bildeten sie ein Relief für kleine weiße Büsten, die auf den vorspringenden Ecken der Tuffsteine, wie auf natürlichen Consolen standen.

Ueberrascht schritt der Fremde weiter in diese seltsame anmuthige kleine Unterwelt. Er musterte die Büsten und sah, daß sie berühmte Philosophen und Dichter der Vorzeit darstellten: Homer, Virgil, Sokrates, Plato, Sophokles, Aristophanes. Als er weiter schritt, kamen auch Voltaire, Rousseau, Pope und Gibbon zum Vorschein.

Der Fremde wandelte immer tiefer in den Grottengang hinein, mit einer gewissen Behutsamkeit sachte auftretend, als ob er scheu einer ganz merkwürdigen Entwickelung dieser mysteriösen Anlage entgegenschreite. Noch einmal kam eine Wendung, und dieser folgend, hatte der junge Mann nun plötzlich einen Anblick, der in der That nicht überraschender, fesselnder, unerwarteter sein konnte.

Durch eine schmale Bogenwölbung sah er in ein rundes Gemach, dessen Decke etwas höher aufgewölbt war, wie der Gang. In der Mitte dieser Wölbung hing eine Ampel nieder, während unten ein farbiger, aus Aloefasern geflochtener, sogenannter indianischer Teppich den Boden bedeckte. Rings an

den Wänden umher lief eine zierlich aus rohem, noch mit seiner Rinde bedeckten Holze verfertigte Bank, während die Wände darüber so wie im Gange Schlingpflanzen und Büsten, nur zahlreicher und größer, trugen. Im Hintergrunde der kleinen Rotunde aber war eine Nische, eine Art kleiner Absis, wie in einer byzantinischen Kirche, angebracht, und in dieser stand über zwei Stufen erhöht ein mit einem grünen Tuche bedeckter Tisch, der um so mehr an einen Altar erinnerte, als ein einfaches Kreuz aus schwarzem Ebenholz sich darüber erhob, während mehrere Bücher darauf lagen.

Auf der Bank zur Rechten dieses Altars saß eine hohe weißgekleidete Frauengestalt.

Als der Fembe in dem Raume erschien, hob sie wie erschrocken das Haupt, während zugleich ein offenes Buch von ihrem Schooße auf den Boden niederglitt.

Der junge Mann stand wie angewurzelt. Er starrte mit großen Augen in ein unbeschreiblich edles, von blonden Locken umwalltes Gesicht mit feingeschnittenen Zügen, in denen sich die ausgebildetste Intelligenz aussprach, während der volle weiche Mund das Gepräge vollendeter Herzensgüte trug.

Der Teint schien mehr bleich als frisch, falls dies nicht die Wirkung des Lichtes war, welches nur gedämpft und gebrochen durch die in der Decke gelassenen Lücken eindringen konnte.

Ein leises: Ah — wer ist's?! was wollen Sie?! tönte jetzt dem Fremden entgegen, mit einer Stimme, in welcher er den Ausdruck eines gewissen Unwillens über sein Erscheinen nicht verkennen konnte.

Verzeihung, versetzte er deshalb ziemlich schüchtern, ich konnte nicht denken, daß ich mich störend in eine vielleicht geflissentlich gesuchte Einsamkeit dränge, als ich diesen seltsamen Gang betrat.

Wer hat Sie hereingelassen? fuhr die Dame mit einer Stimme fort, welche zeigte, daß ihr Unwille sich nicht gemildert hatte.

Niemand; der Zufall hat mich geführt, ein glücklicher Zufall! versetzte er mit einer Ruhe, welche jetzt seine volle Zuversicht zurückgekehrt zeigte.

Sie haben sehr Unrecht, ihn glücklich zu nennen, mein Herr, am wenigsten wird er glücklich für Die sein, welche den Befehl von mir haben, hier jede Störung von mir fern zu halten.

Der junge Mann ließ sich durch diese strengen

Worte nicht irre machen. Mit ruhiger Bestimmtheit antwortete er:

Kann ich es denn einen unglücklichen Zufall nennen, der mir ein bezauberndes Bild, wie aus der Phantasie eines Dichters geboren, traumhaft schön und dennoch kein Traum, vor Augen stellt? Die Dichter sind selten so glücklich, daß ihnen die Wirklichkeit so holde Erscheinungen, so phantastisch, ja märchenhaft umrahmt, enthüllt. Sie sind leider nur zu sehr darauf angewiesen, mühsam und arbeitsvoll aus sich selbst Alles das zu schöpfen, womit Andere erfreut und erhoben werden. Darum verzeihen Sie mir und treiben Sie mich nicht sofort von hinnen, holde Gottheit dieser Grotte, bevor mir noch vergönnt wurde, Sie zu verehren!

Bei diesen Worten trat der Fremde näher, ließ sich auf ein Knie nieder und, wie um einer solchen Huldigung das Auffallende oder gar Komödienhafte, welches darin erblickt werden konnte, wieder zu nehmen, hob er das niedergefallene Buch vom Boden auf, um es der Dame zu überreichen.

Sind Sie ein Dichter? fragte diese mit milderem Tone, indem sie das Buch annahm.

Ob ich es bin? Ich weiß es nicht, aber ich träume es.

Das ist gefährlich.

Weshalb? fragte der Fremde.

Weil es zu träumen gar oft auf Abwege führt.

Abwege führen oft zu holden Zielen, wie ich eben erfahre!

Wissen Sie denn, an welches Ziel Ihr heutiger Abweg Sie geführt hat? Vielleicht an ein sehr schlimmes, wenn ich Ihren Vorwitz strafte!

Eine Strafe würde nur dazu dienen, mir das Bild, welches ich vor mir habe, für immer noch unauslöschlicher in die Seele zu prägen. Wie man Kinder straft, blos damit sie eines denkwürdigen Ereignisses sich in ihrem Alter besinnen!

Die Dame lächelte.

Wollen Sie mich bestrafen? fuhr der Fremde, noch immer knieend, fort.

Nein, antwortete sie, erheben Sie sich.

Der junge Mann stand auf.

Gehen Sie jetzt! sagte die Dame. Und ich vertraue Ihnen bei Ihrer Ehre, daß sie weder über diesen Ort, noch über diese Begegnung gegen irgend Jemanden indiscret sind.

Sind wir nicht immer darauf angewiesen, das Schönste, Herrlichste, was in unser Leben tritt, ängstlich vor der Welt Augen zu verschließen? Verlassen Sie sich darauf, ich werde diese Stunde eifersüchtig und behutsam vor jedem Sterblichen geheim halten.

Können Dichter schweigen? fragte die Dame.

Gewiß! Es lehrt sie die Stunde der Inspiration, wo die Trunkenheiten des Schaffens über uns kommen und uns Dinge begehen lassen, auf welche wir um Vieles, ja, um Alles in der Welt nicht das Auge eines Sterblichen blicken lassen möchten!

Haben Sie oft solche Trunkenheits-Anfälle? Sie reden davon, daß man sich vor Ihnen beinahe fürchten sollte!

Der Fremde lächelte.

Seien Sie ruhig, edle Frau, diese Trunkenheit ist höchstens die eines Kindes, welches entzückt die hellen Himmelslichter über seinem Haupte anjubelt und gleich darauf in Wehmuth versinkt, daß seine Arme nicht bis dahinauf langen, um sie sich herunter zu holen. Die Dichter sind eben so. Heute fühlen sie sich im Rausch eines unendlichen Lebensmuthes, wo der Muth nicht allein für dieses Leben,

sondern auch für alles andere Leben, für das des Jenseits, des Himmels und der Unterwelt ausreicht; wo sie Alles umfassen, in Alles jubelnd sich stürzen zu können wähnen und die Welt umarmen, wie ein angetrautes Weib, das sich von ihnen lieben lassen muß. Und morgen sind sie versunken in grenzenlosen Jammer, daß die Sterne zu hoch sind, daß die Wolken unsere Schritte für ein sonnenhohes Wandeln nicht tragen, die Welt nichts als ein durch und durch falsches, treuloses Wesen ist . . . das ist unser Loos, edle Frau, und in diesem Hin- und Herfluthen unserer Gefühle würden wir untergehen, wenn wir nicht auf unserm Lebensgange einen freundlich rettenden Genius finden, der uns hilft uns wiederfinden, wenn wir uns verloren haben, der uns zuruft, wie der Herr dem Petrus, als er auf dem See Genezareth wandelte und im Begriff war, in den Wogen zu versinken!

Die Dame blickte den jungen Mann, während er so redete, mit Zügen an, in welchen sich ebensoviel Ueberraschung als Theilnahme spiegelte, während ihr Auge so mild und gütig auf ihm ruhte, daß er fortfuhr:

Hätte ich heute einen solchen Genius gefunden,

eine Hand, die sich mir böte — o, ich wollte sie verehren gleich der einer Heiligen, wie wollte ich sie an mein Herz drücken, diese Hand, an meine Lippen ....

Er knieete dabei noch einmal vor der Dame nieder, und indem er ihre Hand ergriff, versuchte er sie mit leidenschaftlicher Bewegung an seine Lippen zu führen.

Aber sie entzog ihm rasch diese Hand und sagte mit ernstem, zurückweisendem Tone:

Gemach, gemach, mein Herr Dichter, lassen Sie sich von Ihrer Phantasie nicht zu Thorheiten fortreißen. Eines Genius, der auf die zu hoch gehenden Wogen Ihrer Seele das Oel der Besonnenheit ausgieße, scheinen Sie allerdings zu bedürfen. Aber lassen Sie die Hoffnung fahren, vom Baume des Lebens, um dessen goldene Früchte Sie bisher, wie ein Kind um den Weihnachtsbaum, geschwärmt zu haben scheinen, auch einen schönen Genius im weißen Kleide und mit rosafarbenen Schwingen pflücken zu wollen, wie ihn die Kinder ja auch oben auf ihren Weihnachtsbäumen finden. Der Genius, der einem Dichter hilft, ruht in seiner eigenen Brust — da müssen Sie ihn suchen. Die Wirklichkeit hat einen

anderen noch nie geboten. Wohl Ihnen, wenn Sie ihn finden. Streben Sie ja danach. Denken Sie an das Schicksal Tasso's, der ihn nicht zu finden wußte, weil er ihn ebenfalls in den Reihen der Sterblichen suchte, und zu sich herabbeschwören zu können glaubte durch die Beschwörungsformeln der Leidenschaft.

Der junge Mann schwieg; er schien verstummt vor so viel überlegener Geisteshöhe. Auch wohl ein wenig beschämt!

Tasso hat doch den Genius gefunden, antwortete er nach einer Weile — in Leonoren von Ferrara.

In seiner Fürstin, antwortete die Dame stolz, — daß er in ihr den eigens für ihn gesandten Genius erblickte, war schon der Anfang jenes Wahnsinns, in den er verfiel, weil er in seinem Innern nicht das Maß, die Haltung und die Harmonie fand, die ihn gerettet hätten.

Und damit erhob sie sich.

Sie gehen — gehen zürnend über meine Kühnheit?!

Bleiben Sie hier eine Weile zurück, erwiederte sie, ohne seine Frage zu beantworten. Verlassen Sie diese Grotte nicht mit mir zugleich!

Und ich sehe Sie nie wieder, um mir Verzeihung zu erwerben?

Ihre schöne, schlanke Gestalt war im Begriff, aus der Grotte zu verschwinden; da wandte sie sich zurück und sagte, mit demselben mehr strengen als milden Tone, den sie während der letzten Augenblicke der Unterredung wieder angenommen hatte:

Lassen Sie sich den Nachmittag im Schlosse bei der Gräfin von Schwartzenau melden, mein Herr Doctor Goethe!

Sie kennen mich?! rief der junge Mann überrascht.

Sie war verschwunden, ohne zu antworten.

Der Fremde — oder, da sein Incognito jetzt von der weißen Dame der Grotte beseitigt ist, Goethe blickte ihr mit begeisterungsvollem Auge nach.

Wer ist diese Frau? Dieser Inbegriff von Schönheit und Geist? rief er aus. Sie ist voll Hoheit, wie eine Fürstin, wie eine Herrscherin, der nicht die Macht, sondern die Seelenschönheit und die angeborene Grazie die Menschen unterwirft — wer kann es sein, wer anders, als die Fürstin selbst, als Caroline, die bewunderte Landgräfin? Woher

sie mich kannte! Liest sie die Namen der Menschen auf ihrer Stirn geschrieben, oder hat sie mich so genau sich schildern lassen, daß sie danach mich erkannte?

Und die Arme über der Brust verschlingend, schritt er eine Weile, stumm, in Sinnen versinkend, in der kleinen Grotte auf und nieder.

Er mochte auf diese Weise, träumend und sinnend in dem märchenhaften Raume, in welchem er sich befand, länger verweilt haben, als er selbst es glaubte. Endlich schickte er sich an, denselben zu verlassen. Er warf noch einen Blick umher, wie um sich das Bild der Grotte einzuprägen, und dann trat auch er durch die kleine Bogenwölbung in den Gang. Bald war er am Ende desselben. Die Flügelthüre auf der Höhe der emporführenden Stiegen stand nicht mehr offen. Als er sie erreicht hatte und die Hand auf's Schloß legte, fand er sie verschlossen. Er klopfte an, erst leise, dann lauter — aber vergebens. Niemand schien ihn zu vernehmen, Niemand draußen zu sein. Er rüttelte, er pochte endlich aus Leibeskräften an die Thüre. Alles war umsonst — das Gärtnerhaus schien wie ausgestorben; nicht das leiseste Geräusch ließ sich ver-

nehmen, viel weniger der Fußtritt eines nahenden Befreiers.

Ich bin ein gefangener Mann, wie mein Götz im Thurm von Heilbronn, sagte er endlich; ist's ein Zufall, oder bin ich's zur Strafe? — Jedenfalls muß ich mich fügen!

Und langsam, resignirt, schritt er den Weg, den er gekommen, zurück, wieder in die Grottenrotunde hinein.

Da ist ja auch er, von dem sie sprach, sagte er, hier vor einer der Büsten stehen bleibend, die die Wände der unterirdischen Halle schmückten. Armer Tasso!

Und nachdem er eine Weile in die Züge des unglücklichen Sängers geblickt hatte, warf er sich plötzlich, wie in einem Anfall von Leidenschaft, vor der Stelle, wo die hohe Frau gesessen hatte, auf die Kniee nieder, stützte die Arme auf die Bank und die Stirn auf seine Hand und rief aus:

Soll ich Dich lieben, Fürstin, wie Tasso Leonoren? O, ich könnte es, heiß, verzehrend, wie er .... Aber still, Herz, dämpfe deinen Schlag! Verwirr' dich nicht in die trügerischen Irrwindungen eines unabsehbaren Labyrinths, an dessen Ende das

Verderben lauert. Bist du nicht gewarnt? Bin ich nicht für den bloßen Gedanken an solche Liebe schon jetzt ein armer Gefangener? O, wie fühle ich mit Dir, Torquato! Armer Torquato!

Und er erhob sich, trat wieder vor die Büste des Dichters hin, aber während er auf sie schaute, verrieth sein Auge, daß er viel weniger den Gegenstand vor ihm anblickte, als mit einer Reihe innerer Bilder und Gedanken beschäftigt war, in welche er immer mehr sich zu verlieren schien. Sein Auge flammte höher auf, seine Wange röthete sich. Er murmelte einzelne Worte vor sich hin. Er wandelte wieder auf und ab. Er warf sich auf die Bank nieder und stützte das Kinn auf die Hand, den Arm auf das übergeschlagene Knie. Lange saß er so in Sinnen völlig verloren da. Dann erhob er sich wieder, nahm eines der Bücher von dem kleinen Altar in der Nische, warf es wieder hin, nahm ein zweites, ein drittes — dies hatte weiße Blätter am Ende, und schien zu sein, was er suchte; aus einem Etui in seiner Brusttasche nahm er einen Bleistift, und begann nun auf die weißen Blätter hastig zu schreiben.

V.

Einen eigenthümlichen und für die Zeit in hohem Grade charakteristischen Contrast bildete das Herrscherpaar, welches in jenen Tagen über die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt und die durch eine Erbtochter von Hanau erworbenen Hanau-Lichtenbergschen Landestheile gebot. Nie hat es eine friedlichere Ehe gegeben, wie zwischen dem Landgrafen Ludwig IX. und der Landgräfin Caroline; denn nie hat ein Mann den Beruf der Frau, mit ihm das Scepter zu führen, mit größerer Klarheit eingesehen, mit größerer Bereitwilligkeit anerkannt. Dadurch, daß er seinem Volke eine solche Landesmutter zuführte und sie dann, ohne ihr irgend die Hände zu binden, landesmütterlich schalten und walten ließ, ist Ludwig IX. der Wohlthäter seines Landes geworden. Er selbst fühlte sich nicht geschaffen für das unruhig bewegte, in

ungeregelten Kreisen sich durcheinander wirrende Treiben der großen Welt, des Hof- und Staatslebens; er war eine ausgebildete Einsiedlernatur, welche in der Einsamkeit, die er frühe gesucht, immer mehr und mehr sich beschränkt hatte auf das Einzige, wodurch er lebendig angeregt, freudig bewegt wurde — das Waffenhandwerk. Das Militair war Ludwigs IX. Steckenpferd, mehr, wie es je Friedrich Wilhelms I. oder irgend eines anderen Fürsten Steckenpferd gewesen ist. Um beiden Neigungen, der einsiedlerischen und der militairischen, zugleich zu fröhnen, hatte er sich in seinen Landen einen stillen Winkel ausgesucht, in welchem er sicher sein konnte, von Niemandem, den er nicht wollte, gestört zu werden. Dieser Ort hieß Pirmasens.

Als Ludwig IX. zum ersten Male in diese öde, sandige Region kam, wo eine Gruppe von vierzehn Häusern das armselige Abbild eines Fleckens darstellte, fühlte seine Vorliebe für die Einsamkeit sich so sympathetisch von diesem Erdenwinkel angesprochen, daß er beschloß, hier „Hütten zu bauen.“ Er schuf sich hier Räume zum Wohnen für sich und sein Grenadierregiment.

Ob es ihn erfreute, daß auch andere Leute ihm

hierher folgten, daß der Ort, der so unvermuthet zu der Ehre kam, eine Residenz zu sein, sich nach und nach vergrößerte, bis er statt 14 an 750 Häuser zählte, das wissen wir nicht. Jedenfalls blieb ihm seine Militair-Colonie für immer an's Herz gewachsen, und nur selten besuchte er die Hauptstadt des Landes, wo die Landgräfin residirte, wo sie mit treuem Eifer über seine Interessen und das Wohl der Unterthanen wachte. Er selbst huldigte in Pirmasens nur der Musik der Trommel, die berauschend auf ihn wirkte, in der er selbst Virtuose war, seiner einzigen Liebhaberei.

Ein Reisender jener Zeit, der dahin verschlagen wurde, gab ein lebhaftes Bild dieser militairischen Welt:

Hier in Pirmasens, sagt er, bin ich in eine ganz neue Schöpfung versetzt, unter eine zahlreiche Colonie von Soldaten und Bürgern, die kein Reisender auf einem so öden und undankbaren Boden suchen würde. Alles um mich her wimmelt von Uniformen, blinkt von Gewehren und tönt von kriegerischer Musik. Hier, wo ehemals nichts als Wald und Sandwüste war, wo ein einsames Jagdhaus blos zum Aufenthalte einiger Förster diente, und die ganze Gegend

umher von Niemandem als einigen Räuberhorden besucht wurde, hier legte der regierende Fürst von Hessen-Darmstadt mancherlei Wohnungen an, pflanzte Einwohner darein, versetzte den Kern seiner Kriegsvölker dahin und erkor sich den Ort, der sechzehn deutsche Meilen von seinem größeren Lande und seiner eigentlichen Residenz liegt, zu seinem Aufenthalte. Der Ort ist von mittlerer Größe, hat einige gut gebaute Häuser, aber keine vorzüglichen Straßen; der Landgraf wohnt in einem wohlgebauten Hause, das man weder ein Schloß noch ein Palais nennen kann, und das, genau genommen, nur aus einem Geschoß bestand. Nahe bei demselben, nur etwas höher, liegt das Exercirhaus. Hierin nun exercirt der Fürst täglich sein ansehnliches Grenadierregiment, das aus 2400 Mann bestehen soll. Schönere und wohlgeübtere Leute wird man schwerlich beisammen sehen. Allerlei Volk von mancherlei Zungen und Nationen trifft man unter ihnen an, die nun freilich auf die Länge nicht so zusammen bleiben würden, wenn sie nicht immer in die Stadt eingesperrt wären und Tag und Nacht von umherreitenden Husaren beobachtet würden. — So eben komme ich aus dem Exercirhause, von der eigentlichen Wachtparade, ganz

parfümirt von den Fett- und Oeldünsten der Schuhe, des Lederwerks, der eingeschmierten Haare und von dem allgemeinen Tabakrauchen der Soldaten vor dem Anfang der Parade. Wie ich eintrat, kam mir ein Qualm und Dampf entgegen, der so lange meine Sinne betäubte und mich kaum die Gegenstände unterscheiden ließ, bis meine Augen und Nase sich endlich an die mancherlei Dämpfe und widrigen Ausflüsse einigermaßen gewöhnt hatten. Wer aber Liebhaber von wohlgeübten, aufgeputzten und schön gewachsenen Soldaten ist, wird für alle die widrigen Ausflüsse hinlänglich entschädigt.

So wie das Regiment aufmarschirt und seine Fronte durch das ganze Haus ausdehnt, erblickt man von einem Flügel zum andern eine sehr gerade Linie, in welcher man sogar von der Spitze des Fußes bis an die Spitze des aufgesetzten Bajonets kaum eine vorwärts- oder rückwärtsgehende Krümmung wahrnimmt. Durch alle Glieder erscheint diese pünktliche Richtung, und sie wird weder durch die häufigen Handgriffe, noch durch die vielfältigen Körperbewegungen verschoben. Die Schwenkungen und Manövers geschehen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und Pünktlichkeit, man glaubt, eine Maschine zu

sehen, die durch Räder und Triebwerk bewegt und regiert wird. Man soll sogar öfters das ganze Regiment im Finstern exercirt und in den verschiedenen Tempos keinen einzigen Fehler bemerkt haben. Auf den 25. August, als dem Namensfest des Landgrafen, ist jährlich Hauptrevue, und dann wimmelt es in Pirmasens von auswärtigen Officieren und andern Fremden, die theils aus Frankreich, Zweibrücken, der Unterpfalz, Hessen und andern Ländern hierher reisen. Den Landgrafen habe ich auch dabei in aller Thätigkeit gesehen. Mit spähendem Blicke befand er sich bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel, bald vor dem Centrum, bald in den hintern Gliedern, Alles war geschäftig an ihm und er scheint mit Leib und Seele Soldat zu sein. Doch läßt er hierbei keinen fremden Zuschauer aus dem Auge; es wurde sogleich bei Anfang der Parade ein Officier an mich geschickt, der sich nach meinem Namen erkundigen sollte, und nach einiger Zeit hatte ich die Ehre, den Herrn Landgrafen selbst zu sprechen, wobei er sich in den höflichsten und gefälligsten Ausdrücken mit mir unterhielt. In seinem Hause und in seinen Appartements erblickt man wenig Pracht. Man glaubt, bei einem campirenden Generale im

Felde zu sein: überall leuchtet die Lieblingsneigung des Fürsten hervor.

Aber nicht immer war der Landgraf in Pirmasens mit seinen Soldaten beschäftigt. Zuweilen trieb ihn das Bedürfniß der Einsamkeit in die Ferne; er reiste fort und Niemand wußte, wo er war; monatelang war der Fürst wie verschollen.

Den auffallendsten Gegensatz nun zu diesem eigenthümlichen Charakter eines Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts bildete die Landgräfin Caroline aus dem Hause Pfalz-Birkenfeld. In der Hauptstadt ihres Landes weilend, theilte sie ihre Zeit zwischen den Regentensorgen, deren Last sie zum großen Theile ihrem Gemahle abgenommen, und jenem Gedankenleben, jenem ersten Streben nach vollendeter Geistesbildung, welche ihr ein tiefes Seelenbedürfniß waren. Sie versammelte um sich, was die Residenz an aufgeklärten und gelehrten Männern besaß. Mit Begeisterung folgte sie der frischen, Großes verheißenden Entwickelung der jungen Literatur jener Tage. Die ersten Gesänge des Messias, die damals erschienen waren, rissen sie zur Bewunderung hin. Sie sammelte emsig die Oden und Elegien Klopstock's, so wie sie einzeln in den

Journalen erschienen; ja, sie veranstaltete im Jahre 1771 die erste Ausgabe derselben, welche sie an die ihr nahestehenden Verehrer des Dichters vertheilte. Es bildete sich so eine geistige Atmosphäre um Caroline von Hessen, in welcher stets mannigfach anregende Erscheinungen in buntem Wechsel auftauchten, um wieder neuen zu weichen, in welcher nacheinander alle schöpferische Genien der Epoche erschienen. Durch Merk's Vermittelung stand die Fürstin in geistigem Verkehre mit Herder, der sie „die große Landgräfin" nannte, und mit Wieland, der nur einen Augenblick Herr des Schicksals zu sein wünschte, „um Caroline von Hessen zur Königin von Europa erheben zu können."

In jenen Tagen wurde an den Thoren einer Residenz noch genaue Controlle geführt; der „Passagier-Zettul" wurde jeden Morgen regelmäßig den Durchlauchtigen Herrschaften zu Handen gebracht und wenn die Landgräfin am Morgen unter dem Verzeichniß der am gestrigen Tage durch das Frankfurter Thor Einpassirten den Namen:

„Dr. juris Wolfgang Goethe, logirt in des
Kriegszahlmeister Merk's —"

(nämlich Haus) gelesen hatte, so war das Räthsel gelöst, wie sie den jungen Mann, von dessen Dichten und Trachten in ihrem Kreise so viel die Rede gewesen, erkannt hatte.

Der Landgraf war seit einiger Zeit in seiner Hauptstadt anwesend. Er beabsichtigte sich von hier aus nach Ems zu begeben, das er jährlich besuchte. Bei der Tafel war er heute sehr liebenswürdig und nach Tische lud er seine Gemahlin ein, mit ihm nach dem Lustschloß Kranichstein zu fahren. Er war heiter gestimmt und erklärte auch seiner Gemahlin den Grund dieser Heiterkeit — man hatte einen trefflichen Burschen, ein wahres Pracht-Exemplar von einem stattlichen Grenadier, an sein Regiment abgeliefert. Die Landgräfin nahm an solchen kleinen Freuden ihres Herrn keinen Theil. Die Art und Weise, wie man sich in jener Zeit Rekruten zu verschaffen wußte, war ihr ein Gräuel; aber sie konnte nichts daran ändern und so begnügte sie sich damit, zu schweigen und sich nicht darum zu kümmern. Trotzdem aber wurde ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade rege, als der Landgraf hinzusetzte:

Haben's dem Allgeyer zu verdanken! Der hat ihn eingestellt; Ew. Liebden vermelden ihm wohl,

wenn Sie ihn sehen, dafür unsere Gnad und Zufriedenheit!

Dem Allgeyer?! rief die Landgräfin, überrascht aufblickend, aus.

Dem Hofgärtner Allgeyer — so ist es!

Der hat den Rekruten eingeliefert?

Ja, der Bursche hat sich ungebührlich in seinem Hause betragen, mit der Minette, dem hübschen Ding, geliebelt, ist dabei unnütz geworden — was weiß ich — kurz, da er nicht hiesig, sondern ein Fremder ist, hat ihn der Allgeyer beim Kragen gefaßt und die Wache holen lassen, und nun ist er Rekrut!

Der Landgraf klopfte vergnügt auf den Deckel seiner goldenen Tabatière und nahm eine mächtige Prise. Dann setzte er hinzu:

Haben wir die Ehre, von Ew. Liebden nach Kranichstein begleitet zu werden?

Mein Gott, fiel die Landgräfin ängstlich ein, wie heißt der Mensch?

Wer, der Rekrut?

Wie heißt er?

Ist mir unbewußt, versetzte der Landgraf. Das gehört in die Muster-Rolle.

Und es ist ein auffallend schöner und stattlicher Mensch?

So besagt der Rapport. Werden selben morgen gleich in Augenschein nehmen.

Es ist ein Fremder — er hat Unfug in Allgeyer's Hause angestellt, mit Minetten geliebelt? — in der That, das läßt ja keinen Zweifel übrig, sagte die Landgräfin für sich und sehr erschrocken; der Hofgärtner wird ihn in meiner Grotte gefunden, vielleicht für einen Liebhaber Minettens gehalten haben; es ist zu Streit und Hader zwischen ihm und dem bösen Alten gekommen, der um so zorniger geworden sein wird, weil er ein schlechtes Gewissen hatte . . . kein Zweifel, dieser stattliche neue Rekrut ist Goethe, — er muß so grausam dafür büßen, daß Allgeyer und die Dirne ihre Wächterpflicht vergaßen! — Oder hätte er in der That dem hübschen Lärvchen des Gärtnermädchens nachgestellt? . . . . diese Herren Poeten sind freilich unberechenbar in solchen Dingen; aber dem sei, wie es wolle, es ist eine schreckliche Geschichte, die einen Nachhall in ganz Deutschland haben wird, wenn es mir nicht gelingt, ihn noch heute aus den Händen meines Mannes zu befreien!

Dies war die Gedankenreihe, welche augenblicklich in der edlen Fürstin aufstieg und wobei ihr die Sorge, daß es unmöglich sein würde, die Freilassung des Rekruten von ihrem Gemahle zu erlangen, centnerschwer auf's Herz fiel. Auch machte diese Angst es ihr unmöglich, lange über die klügste und zweckmäßigste Weise nachzudenken, wie sie Ludwig den IX. dazu bewegen könne, das Unerhörte zu thun und einmal einen Rekruten frei zu geben, den er bereits in seinem „zweierlei Tuche“ stecken hatte. Sie platzte augenblicklich mit dem Ausrufe heraus:

Wissen Ew. Liebden, wer der Rekrut ist? Das ist der junge Goethe, des kaiserlichen Raths Dr. Goethe in Frankfurt Sohn, und wenn Ew. Liebden sich nicht ärgerlichen Zerwürfnissen mit der freien Reichsstadt aussetzen wollen, möchte ich unmaßgeblich gerathen haben, denselben augenblicklich wieder auf freien Fuß zu stellen!

Goethe? sagte der Landgraf. Nun, was verschlägt's? Daß solch' ein mißrathenes Söhnlein noch zu der Ehre kommt, hessischer Grenadier zu werden, kann ja dem Herrn kaiserlichen Rathe, denk' ich, nur eine Freude sein!

Aber Ew. Liebden, das ist kein mißrathener

Sohn — es ist ein ganz hervorragendes und wegen seiner mancherlei Versuche in der Dichtkunst bereits viel gepriesenes Talent.

In der Dichtkunst? fragte der Landgraf sehr kühl.

Er hat eine vortreffliche Tragödie von Ritter Götzen von Berlichingen mit der eisernen Hand geschrieben!

Der Landgraf schüttelte den Kopf.

Ich will nichts gegen diese Leute sagen, denn Ew. Liebden sind nun einmal ihre großgünstige Gönnerin. Aber so viel ich von ihnen weiß, sind es unsichere Cantonisten allzumal und einige Jahre Militairdienst werden dem jungen Musjeh Goethe nichts schaden!

Ew. Liebden, fuhr die Landgräfin fort, wenn meine Bitten irgend etwas bei Ihnen vermögen, so lassen Sie diesen jungen Mann frei!

Der Landgraf zog seine Stirn in Falten.

Woher wissen Sie denn so sicher, wer der Rekrut ist? fragte er.

Ich habe den jungen Mann, der von auffallend schöner Statur ist, heute Morgen im Hause des

Allgeyers gesehen, als ich meinen Spaziergang durch die Anlagen machte.

Und kennen ihn?

Weil er mir genau von seinen Freunden beschrieben wurde und der Nachtzettel seinen Namen hat.

Nun, versetzte der Landgraf, um Ihres Interesses für denselben willen, und weil er wohl mit der Feder umzugehen weiß, könnten wir ihn ja als Unterofficier einstellen, sobald er das Exercitium kennt, und nachhero vielleicht gar zum Feldweibel befördern — dann kann er doch wohl zufrieden sein?

Mein theurer Gemahl, halten Sie mir zu Gnaden, daß ich so ungestüm bin, aber bis daß Ew. Liebden mir die Freiheit des jungen Mannes gewähren, werde ich nicht aufhören, Sie zu bestürmen.

Es ist gegen meine Grundsätze, Madame! versetzte der Landgraf kalt.

Ew. Liebden werden in's Auge fassen, daß hier ein ganz besonderer Fall vorliegt, der, als Sie die allgemeinen Grundsätze Ihres Handelns fixirten, unmöglich vorgesehen sein konnte. Ein junger Mann,

den bereits ganz Deutschland kennt wegen seines seltenen Ingeniums und seiner bewundernswürdigen geistigen Gaben, kann nicht dazu verdammt sein, in einer niedrigen Lebens- und Thätigkeitssphäre sein besseres Selbst ersticken zu lassen. Es wäre ein himmelschreiendes Unrecht, eine Barbarei!

Des Landgrafen Stirne erhellte sich nicht bei den Worten der immer wärmer und eifriger werdenden Fürstin. Diese sah, daß ihre Beredsamkeit hier nicht zum Ziele kommen werde; sie legte deshalb die Hand auf die Schulter ihres Gemahls und, indem sie ihm voll Innigkeit in die Augen sah, sagte sie:

Ludwig! Quäle ich Sie viel mit Bitten? Habe ich je mit Ihnen gestritten über Ihre Weise, zu handeln und zu denken? Und nicht dies eine Mal wollen Sie mir nachgeben, nicht dies eine Mal mir eine Bitte erfüllen?

Sie sagte das mit einer so schmelzenden Stimme, daß er sie an sich zog und überwunden antwortete:

Du bist mein gutes Weib, Caroline, und Du sollst mit mir zufrieden sein. Wollen diesen Musjeh Goethe kommen lassen und —

Ihm die Freiheit ankündigen?

Der Landgraf nickte lächelnd.

Und dann, versetzte er, nach Befund der Sachen eine Entscheidung fällen.

Damit wandte sich der Landgraf zur Klingel und gab sodann den Befehl, durch eine der diensthabenden Ordonnanzen den am Morgen neu eingestellten Rekruten herbeiholen und ihn vorführen zu lassen.

Die Landgräfin wandte sich zum Gehen. Um vieles in der Welt hätte sie nicht bleiben mögen, bis Goethe vor ihr erschienen wäre in der bunten Grenadier-Montur. Eine unüberwindliche Scham wäre über sie gekommen bei diesem Anblick.

Werden Sie selbst mir Nachricht bringen, welches Ihre Entschließung gewesen, Ew. Liebden? sagte sie nur noch mit weiblicher Klugheit, um dem Landgrafen schwerer zu machen, ihren Willen nicht zu erfüllen, wenn er es persönlich ihr mittheilen mußte.

Er nickte gewährend.

Werden damit in Dero Gemächern aufwarten, sagte er, und Caroline verschwand aus dem Saale.

Lebhaft bewegt schritt sie durch den Gang, der in ihre Wohnzimmer führte; als sie in diesen an-

gekommen war, trat gleich darauf die Hofdame, Gräfin von Schwarzenau, ein und meldete, daß Minette, die Tochter des Hofgärtners Allgeyer, flehentlichst um Gehör bei Ihrer Durchlaucht bitte.

Eben recht! laß sie eintreten, versetzte die Landgräfin.

VI.

Minette trat ein mit geschwollenen Augen, mit verweintem Gesicht, mit allen Zeichen eines Schmerzes, der an Verzweiflung grenzte. Aber es schien, daß dieser Anblick die Landgräfin durchaus nicht mild gegen Minette stimmte.

Minette, sagte sie mit zornig strafendem Tone, was muß ich erleben an Euch! Ich habe Dich und Deinen Vater mit Wohlthaten überhäuft; Ihr wißt, wie viel mir daran gelegen ist, daß Niemand auf Erden etwas von der Existenz meiner Grotte ahnt, damit ich wenigstens e i n e n Fleck auf Erden habe, wo ich mir selber leben kann, wohin man mir nicht folgt, wo ich mich sicher weiß vor den Menschen und ihren tausend egoistischen Anliegen; Ihr wißt das — und so hütet Ihr mir das Geheimniß? Du läßt alle Thüren offen stehen und . . .

Ach, liebe, gnädigste Durchlaucht, unterbrach

bat Minette, die ihr Schluchzen nicht mehr zurückhalten konnte, mit vom Weinen unterdrückter Stimme, es war abscheulich von mir, ja, ich weiß es und will auch gern alle Strafen, die Sie mir auferlegen, dafür leiden, aber es ist ja noch ein viel größeres Unglück geschehen, der Vater hat die Wache holen lassen und nun haben die Soldaten . . .

Ich weiß, ich weiß, fiel die Landgräfin ein, er ist zum Rekruten gepreßt worden . . .

Und wenn Durchlaucht ihn nun nicht wieder frei machen, schluchzte Minette krampfhaft, so ist es mein Tod, so spring' ich in den großen Wog! *)

Um Gotteswillen, welche frevlen Redensarten sind das, thörichtes Geschöpf!

Ja, ich thu' es, ich thu' es ganz gewiß, Gott steh' mir bei, gnädigste Durchlaucht! O, ich bitte, ich flehe Sie an, Durchlaucht, reden Sie mit dem gnädigsten Herrn.

Und dabei warf sich das verzweifelte Mädchen vor der Fürstin nieder und umklammerte mit leidenschaftlicher Heftigkeit ihre Kniee.

Ich muß gestehen, sagte die Landgräfin Caroline,

---

*) Ein Teich in der Nähe der Stadt.

Deine Reue ist so lebhaft, daß sie mit Deiner Schuld versöhnen kann; stehe auf und fasse Dich, erzähle mir, wie das ganze Unglück gekommen ist ... er hat sich Freiheiten gegen Dich erlaubt, Dir zudringlich den Hof gemacht —

Ach, zudringlich gewiß nicht, gnädigste Durchlaucht, ganz gewiß nicht, nur in Züchten und Ehren; er war nur so thöricht eifersüchtig.

Eifersüchtig? wie und auf wen konnte er denn eifersüchtig sein? Du redest ja, als wenn dies eine längere Liebschaft zwischen Euch wäre?

Das war es ja auch, versetzte Minette kleinmüthig; wir wollten uns zu nächste Ostern, wenn's nur der Vater zugegeben hätte, heirathen!

Heirathen? — Dich einfältige Person wollte er heirathen?

Gewiß, Durchlaucht.

Der da, der Doctor Goethe — Dich?!

Der Doctor — wer? fragte Minette verwundert.

Nun, der junge Goethe, den man unter die Soldaten gesteckt hat.

Aber, gnädigste Durchlaucht, ich rede ja von keinem Doctor, sondern von meinem Wilhelm!

Wilhelm? Dem Wilhelm? rief die Landgräfin aus.

Dem Wilhelm, dem Gärtnergehülfen!

Das ist etwas Anderes!

Die Landgräfin lachte laut auf, eben so sehr aus Freude über diese plötzliche Entdeckung, daß all' ihre Sorge um das Schicksal des jungen Dichters eitel gewesen, als über das Komische des Mißverständnisses.

Also Dein Wilhelm ist es, den man zum Rekruten gemacht hat? hub sie wieder an.

Kein Anderer!

Nun, dann ist ja . . . Alles gut, wollte sie ausrufen, aber sie besann sich, daß die Sache für Minette darum keineswegs gut stand, und so sagte sie nur: Aber so erkläre mir, wie ist denn Alles zugegangen?

Nun sehen Sie, gnädigste Durchlaucht, erzählte Minette, wie ich Sie diesen Morgen auf unser Haus zukommend erblickte, da war just ein fremder Herr da, der stand auf der Hausflur und schwätzte allerlei daher und wollte nicht weichen, und als ich plötzlich zwischen den Gebüschen Durchlaucht daher kommen sah, da war es zu spät, ihn fortzusenden,

denn er wäre Ihnen begegnet; ich weiß ja, daß Sie nicht gesehen werden wollen, wenn Sie zu uns kommen, um in die Grotte zu gehen, und deshalb sandte ich den Fremden, um ihn nur rasch bei Seite zu schaffen, die Treppe hinauf, und dann lief ich, Durchlaucht die Grottenthür aufzuschließen.

Ja, ich erinnere mich, Du warst in großer Aufregung und Eile, und liefst wie der Sturmwind davon, nachdem Du endlich die Thüre mir aufgeschlossen hattest, was gar lange währte.

In meinem Schreck hatte ich den unrechten Schlüssel ergriffen, und wußte dann den rechten gar nicht zu finden. Als ich zuletzt glücklich die Grottenthür aufgesperrt hatte und Durchlaucht eben hineingingen, eilte ich, nach oben zu kommen, um nun den fremden Herrn fortzusenden, der ganz allein oben im Hause war und sich da unnütz umhertreiben mochte — aber auf den Flur angekommen — wen sehe ich da zur Hausthür hereinstürzen? Den Wilhelm, und der Mensch ist ganz außer sich, er faßt mich am Arm und überschüttet mich mit Vorwürfen, mit Scheltworten —

Was hattest Du ihm denn zu Leide gethan? unterbrach hier die Landgräfin das junge Mädchen.

Ach, auch nicht das Allermindeste, aber eifersüchtig war der tolle Mensch, eifersüchtig auf den fremden Herrn, der fürwitzig oben im Hause herumgelungert war, und das hatte der Wilhelm unterdeß gesehen, und dann führte er allerlei Redensarten von einem Strauß, den der Fremde mir geschenkt, und endlich, da eilte er gar davon, um mich beim Vater zu verklagen. Einen Todesschrecken bekam ich nun, denn der Vater, wissen Euer Durchlaucht, ist so heftig und zornig, und wenn es über ihn kommt, da hört und sieht er nicht. So lief ich hinter dem Wilhelm drein, um ihn zurückzuhalten und zu besänftigen — aber das Unglück will, daß, wie wir kaum hundert Schritte vom Hause sind, der Vater vom Küchengarten her mit dem Matthes, dem Jungen, angeschritten kommt, und plötzlich vor uns steht. Da hat's eine schöne Bescheerung gegeben. Der Vater wußt' ja noch nichts davon, daß wir uns das Wort gegeben, der Wilhelm und ich, und wie er nun Alles hört, was der Wilhelm in seinem blinden Eifer hervorsprudelt, ganz rabiat ist er da geworden, der Vater und:

Ei, Du schlechter, abscheulicher Bube, Du Landstreicher Du, hat er geschrieen, ist das der Dank,

daß ich Dich zu mir genommen habe, als Du nicht wußtest, wo aus noch ein, Du Ausreißer, daß Du mir der leichtfertigen Dirne den Kopf verrückst, und mit solchem Scandal daher kommst, und daß ihr euch balgt, wie die Narren, — ein sauberes Früchtlein ist's schon, aber für Dich sind solche Früchtlein doch noch nicht gewachsen, Cumpan! Und jetzt will ich Dich Mores lehren, Du Deserteur Du, und damit hat er den Wilhelm gefaßt, der Vater, und ihn nach der Wache gezerrt, und der Matthes hat laufen müssen, den Posten herbeizuholen, und weil der Wilhelm daheim ist Soldat gewesen und ist davon gelaufen von den Schwäbischen weg, haben sie ihn gleich angenommen auf des Vaters Wort, und so hat er mit den Soldaten gehen müssen, und da hat nichts geholfen, und nun ist's mein Tod, gnädigste Frau Landgräfin, wenn der Wilhelm verloren ist, und nicht wieder frei wird!

Die Landgräfin blickte jetzt sehr ernst auf das vor Schmerz ganz fassungslose Mädchen und sagte dann voll tiefer Theilnahme:

Das ist schlimm, sehr schlimm, Minette; wie sollte der Wilhelm wieder frei werden? Der Land=

graf wird ihn nicht herausgeben, einen so stattlichen Burschen . . .

Aber um Gottes Willen, gnädigste Durchlaucht . . .

Die Landgräfin schüttelte den Kopf.

Was soll ich Dir einen eitlen Trost und Versprechungen geben, die ich nicht erfüllen kann? Ich darf mit einer solchen Bitte dem Herrn gar nicht kommen!

Minetten's Verzweiflung stieg auf's Höchste; sie versuchte Alles, um der Landgräfin Herz zu erschüttern, aber diese konnte beim besten Willen ihr keine Beruhigung geben. Einen fremden Ausreißer, einen Burschen, stattlich, wie den Gärtnergehülfen, den sein eigener Brodherr abgeliefert hatte, weil er sich unnütz gemacht — den gab der Landgraf nicht frei um eines verliebten jungen Mädchens willen! Um so weniger, als ja auch Meister Allgeyer von dieser Liebschaft gar nichts wissen wollte. Und doch strengte die Landgräfin sich mit allen Kräften ihres Geistes an, um etwas zu entdecken, womit man den unglücklichen jungen Mann, den sie kannte, dem sie gewogen war, aus seiner verzweifelten Lage befreien und Minetten's Kummer enden könne; und so sagte sie endlich:

Ein einziges Mittel möchte es geben, armes Geschöpf, aber Du wirst es nicht ausführen können —

O sprechen Sie, liebste, gnädigste Durchlaucht, ich thue Alles, Alles, was nur menschenmöglich ist — ich würde dem lieben Herrgott seine Sonne vom Himmel herunterbitten, wenn's etwas hülfe!

Sieh, sagte die Landgräfin, ich glaubte, es sei der junge Goethe aus Frankfurt, den man unter die Grenadiere gesteckt habe; das ist ein berühmter Dichter und aus einem angesehenen Hause in der Reichsstadt; über den habe ich mit dem Herrn eben geredet, und der Landgraf ist so gütig gewesen, mir zu versprechen, daß er ihn frei geben wolle. Er wollte ihn sofort sich vorführen lassen, mit ihm sprechen und sodann ihm seine Freiheit ankündigen. Wenn man nun dem zuvorkäme, daß der Rekrut nicht gleich vor den Landgrafen geführt würde; wenn Du Dich unterdeß aufmachtest, und den Doctor Goethe aufsuchtest — Du wirst ihn beim Kriegszahlmeister Merk finden; wenn Du ihn bewögest, ihn, der ja das ganze Unheil eigentlich angestiftet hat, es dadurch wieder gut zu machen, daß er bei dem Officier du jour sich als Stellvertreter für den Wilhelm meldete . . .

Würde er ihn annehmen statt des Wilhelm?

Das steht in seinem Belieben und Schwierigkeiten würde er keine machen, wenn ich ihn mit einigen Zeilen schriftlich darum ersuchte.

O Sie gütigste Durchlaucht! rief Minette frohlockend aus.

Dann, fuhr die Landgräfin fort, hätten wir gewonnen Spiel; der Doctor Goethe würde dann als Rekrut dem Landgrafen vorgeführt, und der Landgraf würde ihn entlassen — das hat er mir versprochen!

Minette jubelte über dies Auskunftsmittel der Landgräfin.

Frohlocke nicht zu früh, thörichtes Kind, sagte diese; weißt Du denn, ob der junge Goethe sich dazu bereitwillig finden läßt, in die Rekrutenjacke zu fahren?

Wenn er ein paar Menschen dadurch glücklich machen, wenn er mir dadurch das Leben retten kann!

Es ist viel verlangt, Minette!

Ei, was wär's denn — kann er jungen Mädchen mit Sträußen nachlaufen und mit ihnen schön

thun, so mag er denn auch sehn, was er angerichtet hat und es wieder gut machen.

Du willst's versuchen? sagte die Fürstin.

Ob ich's will! O, er muß, er muß!

Caroline zog die Klingel.

Dann will ich, das ist jetzt das Nöthigste, Dir Zeit zu verschaffen suchen, daß Du's ausführen kannst; ich will verhindern, daß der Wilhelm dem Landgrafen vorgeführt werde.

Ein Kammerdiener war aus dem Vorzimmer eingetreten.

Louis, rief sie diesem entgegen, ist des gnädigsten Herrn Carosse vorgefahren?

Zu Befehl, Durchlaucht, der gnädigste Herr wollen nach Kranichstein hinaus.

So laß augenblicklich hinübermelden, ich würde den Herrn begleiten; rufe mir die Gräfin Schwarzenau her und sende mir die Kammerfrau mit meinem Shawl — aber rasch, hörst Du!

Der Kammerdiener eilte davon, die Befehle der Landgräfin zu vollziehen; diese trat an ihren Schreibtisch, schrieb schnell einige Zeilen auf ein Blatt Papier nieder und reichte es Minette.

Da, das für den Officier du jour — und nun fort!

Minette küßte der Landgräfin die Hand und flog mehr als sie ging, um aus dem Schlosse zu kommen und den Dr. Goethe aufzusuchen.

Die Landgräfin aber war für den nächsten Augenblick für den Ausflug fertig und begab sich, gefolgt von ihrer Hofdame, in die Gemächer des Landgrafen hinüber. Da dieser seine Gemahlin nicht warten lassen konnte, so wurde sofort die Spazierfahrt angetreten; der Rekrut aber, der, von einem Corporal begleitet und bewacht, eben auf dem Wege zum Schlosse war, wurde bei seiner Ankunft vom dienstthuenden Flügeladjutanten heimgeschickt, bis der Landgraf ihn etwa später vorfordern lasse, nachdem die Herrschaften zurückgekehrt.

VII.

Ein paar Stunden waren verflossen und der Abend begann heranzukommen, als die vierspännige Carosse mit dem landgräflichen Paare von dem Lustschlosse Kranichstein her wieder durch die Stadt rollte und bald darauf im Schloßhofe hielt. Der Landgraf half seiner Gemahlin aus dem Wagen und bot ihr den Arm, um sie in ihre Gemächer zu führen. Auf der Spazierfahrt hatte sie klug die Gelegenheit benutzt, das Gespräch nochmals auf den Dichter zu bringen und ihrem Herrn den Inhalt des Trauerspiels: „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“, welches Werk ihr vor einigen Wochen im Manuscripte hatte vorlesen müssen, mitgetheilt. Die Geschichte von dem mannhaften und derben alten Ritter hatte dem gnädigen Herrn recht gut gefallen.

Seien Sie ganz ruhig über Ihren Dichter, hatte

er lächelnd gesagt; wollen ihn in Gottes Namen derartige Elaborationen und curiose Historien zur Ergötzung müßiger Leute weiter ausfindig machen lassen — könnten ihn ohnehin in unsern Militair-corps schlecht verwenden; solche Art Leute sind niemals gute Soldaten. Haben schon zum Oefteren unsern hellen Aerger an denen studirten Gesellen gehabt, wie sie so von den Universitäten den Werbern in die Hände laufen. Wollen ihn deshalb immerhin im Dienst der Musen lassen, wo weniger Subordination und reglementmäßige Pünktlichkeit gefordert wird!

Nachdem sich dann oben im Schlosse der Landgraf von seiner Gemahlin in gnädiger Stimmung beurlaubt hatte, schritt Caroline ihren Gemächern zu. Als sie hier angekommen war, ließ sie den Kammerdiener kommen und erkundigte sich, ob Minette nicht da sei und Audienz verlange. Die Tochter des Gärtners war nicht erschienen.

Und war nicht während unserer Abwesenheit ein Dr. Goethe aus Frankfurt im Schloß, um sich bei der Gräfin Schwarzenau zu melden, Louis? fragte die Landgräfin weiter.

Louis hatte ihn nicht gesehen; er ging, um sich

näher zu erkundigen, und kam mit der Nachricht, daß kein solcher Herr erschienen sei, zurück.

Nun dann, sagte die Landgräfin erfreut, dann hat Minette ihn in der That vermocht, die Rolle des Rekruten zu spielen! Wie mich dieser Edelmuth freut! Welch' schönes Zeugniß für seinen Charakter! Ich hab' es nicht geglaubt — desto mehr rührt es mich! Aber wie nachläßig von der Minette, daß sie nicht da ist, es mir zu melden! Sie wird eben heute den Kopf verloren haben, das arme Geschöpf.

Die Landgräfin harrte nun auf die Erscheinung ihres Gemahls, der ihr versprochen, ihr persönlich anzukündigen, daß der Dichter in Freiheit gesetzt sei; aber statt seiner trat nach einer Weile der Kammerdiener wieder ein und meldete Minette an, die gleich hinter ihm mit allen Zeichen der Verzweiflung in das Gemach stürzte.

O, gnädigste Durchlaucht, welches Unglück! rief Minette aus, der Herr Goethe ist fort, ist in der ganzen Stadt nicht zu finden. Im Merk'schen Hause wußten sie nichts von ihm, seit dem Morgen sei er verschwunden — Niemand hatte eine Ahnung, wo er geblieben sein könne. Ich bin gerannt und bin gelaufen, wie toll, nach allen Thoren, um zu hören,

ob er die Stadt verlassen habe, aber nirgends war eine Sylbe Auskunft über ihn zu erhalten; in den Anlagen war er nicht, in den Wirthshäusern nicht — o, mein Gott, ich bin so erschöpft, daß ich umsinke, und nun ist Alles wieder so schlimm, wie es war!

Und dabei brach das arme Mädchen in ein ganz entsetzliches Schluchzen aus.

Er ist verschwunden, seit dem Morgen, sagst Du? fiel die Landgräfin ein.

Seit dem Morgen hatten Merks nichts von ihm gesehen noch gehört!

Und an den Thoren ist er nicht als abgereist gemeldet?

Und nirgends, gar nirgends ist er — —

Minette, rief die Landgräfin aus, welcher Gedanke kommt mir da! — Das wäre ja schrecklich! Sag' mir, wer hat die Thür zu meiner Grotte gesperrt, als ich sie verlassen hatte?

Der Vater; als der Wilhelm von den Soldaten fortgeführt war, da ist er in's Haus gegangen und da wird er gesehen haben, wie ich die Thüren hatte offen stehen lassen, und wird sie zugeschlagen haben — ja, ich erinnere mich, ich habe es oben in meiner

Kammer gehört, wo ich hinauf gestürzt war, um mich vor seinem Zorne zu flüchten; daß er die Grottenthüre offen finden mußte, das fehlte just noch, um ihn außer sich zu bringen! Dann ging er fort, in's Wirthshaus!

Das ist eine schöne Geschichte! fuhr die Landgräfin fort. Dein Vater hat die Thüren geschlossen, weil er weiß, daß ich einen Hauptschlüssel habe, mit dem ich die Grotte verlassen kann, und daß ich die Thüren immer geschlossen haben will, auch wenn ich in meiner kleinen Klause bin. Du hattest heute die Thüre hinter mir offen gelassen, Du Unglückskind, und die Folge davon war, daß der junge Goethe sich in die Grotte verirrte; ich verließ sie, indem ich ihm befahl, eine Weile zurückzubleiben; als ich heraustrat, stand die Thüre noch offen — wahrscheinlich waret Ihr Alle gerade in dem Augenblicke mit Eurer stürmischen Familienscene in den Anlagen beschäftigt. Ich dachte nicht anders, als daß der junge Mann nach wenigen Augenblicken mir folgen würde. Nun ist er aber seit dem Morgen nicht wieder gesehen worden — es ist also klar, daß er so lange in der Grotte geblieben ist und die Zeit verträumt hat, bis Dein Vater gekommen ist und ihm den

Ausgang versperrt hat. Der arme Mensch! Seit diesem Morgen gefangen! Gehen wir sofort hin, um ihm seinen Kerker zu öffnen. Folg' mir, Minette!

Die Landgräfin nahm rasch ihren Shawl, der noch neben ihr auf einem Tabouret lag, hüllte sich darein, bevor noch Minette Zeit gefunden, ihr zu helfen, und verließ dann auf demselben Wege, den sie vor kaum einer Viertelstunde gekommen war, das Schloß wieder, um sich eilig in den Park und in das Haus des Hofgärtners zu begeben.

Während die Fürstin leichten und elastischen Schrittes dahin eilt, wollen wir uns nach dem unglücklichen jungen Soldaten umsehen. —

Gnädigster Herr, meldete der dienstthuende Flügeladjutant, als der Landgraf auf der Rückkehr von seiner Spazierfahrt in das Vorzimmer zu seinen Appartements trat, der Präsident Moser warten im Audienzsaal auf Ew. Durchlaucht; und hier ist auch der Rekrut, den heute der Hofgärtner Allgeyer eingestellt hat und den Durchlaucht vorzuführen befahlen.

Er wies dabei auf den Gärtnergehülfen, der als ehemaliger Soldat in straffster militairischer Haltung

dastand, aber innerlich nicht wenig von Sorge erfüllt war, zu welchem Ende er hierher beschieden und wozu der Landgraf ihn vor sein gestrenges Antlitz berufen.

Der Moser ist da? entgegnete der Landgraf weiterschreitend, dann haben wir keine Zeit für den Rekruten! Da aber zugleich sein Auge den Gärtnergehülfen streifte, hielt er den Schritt an und sagte: Hübscher Bursch das! Schad' um ihn! Gute Haltung! Könnte Flügelmann im zweiten Glied werden. Hält sich, als wüßte er mit dem Gewehre umzugehen!

Zu Befehl, ja, Durchlaucht, fiel der Gärtnergehülfe hier ein, als ob in diesen Worten des Landgrafen eine Frage an ihn enthalten.

Versteht Er wohl etwas vom Exerciren?

Zu Befehl, Durchlaucht!

Wie viel Schritt macht der Grenadier in der Minute beim Parademarsch?

Fünfundsechszig, zu Befehl.

Und Tempos beim Präsentiren?

Zu Befehl, fünf.

Sieh, sieh! Das ist sehr löblich von Ihm, daß Er sich solide Kenntnisse in allen Fächern angeeignet

hat. Man sollte glauben, Er müßte gern beim Militair bleiben! Gefällt Ihm die Trommel nicht besser, als der Apollo's Leierkasten?

Die Trommel gefällt mir schon, gnädigster Herr, doch nicht das Hinterdreinmarschiren!

Der Landgraf lachte.

Da schlägt ihn der Poet in den Nacken! sagte er. Geht lieber lustwandeln, müßig! Nun, 's ist Sein Metier! Sag' Er mal, hat Er heute schon gedichtet? Reime geschmiedet?

Der Rekrut antwortete nicht im ersten Augenblick auf diese überraschende Frage; dann aber fiel ihm das Gespräch von diesem Morgen mit dem Fremden ein und etwas erröthend versetzte er rasch:

Zu Befehl, Durchlaucht.

Was hat Er zusammengereimt? — Sag' Er's 'mal her!

Auf: dunkelt, funkelt!

Ist das Alles?

Zu Befehl, Durchlaucht.

Es ist wenig genug, wenn das Sein ganzes Tagewerk ist. Unsereins hat's schlimmer! Hör' Er, wenn Er 'mal an Seinem, freilich nicht gar sauern Geschäft die Lust verliert und auf einen guten prak-

tischen Lebensberuf denkt, der ehrenvoll ist und seinen Mann nährt, so laß Er sich bei mir melden; es soll immer ein Platz in meiner Leibcompagnie für Ihn da sein. Aber zwingen will ich Ihn nicht dazu. Versuch Er's immerhin erst, ob Ihm die Poeterei Rosen bringt. Unterdeß leb' Er wohl — bin pressirt — Er ist entlassen und frei — kann gehen und Reime machen, wo Er will — der Landgräfin dankt Er's — Adieu!

Der Landgraf nickte Wilhelm zu, schritt an ihm vorüber und war hinter der nächsten Thür verschwunden.

Wilhelm war begreiflicher Weise außer sich vor freudigem Erstaunen über diese Wendung, welche das Gespräch genommen. Er glaubte, seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen, bis der Flügeladjutant ihm sagte:

Ich gratulire Ihm! Er hat's doch verstanden? Der gnädigste Herr gibt ihn frei. Komm' Er, ich will's dem Corporal sagen, der ihn hergebracht hat!

Der Gärtnergehülfe fühlte seine Wimper naß werden aus Freude und Dankbarkeit für den Landgrafen, dem er gerührt zu Füßen gefallen wäre, wenn nicht längst schon der Fürst das Vorzimmer

verlassen gehabt hätte. Halb wie im Rausch folgte nun Wilhelm dem Adjutanten, der mit ihm die Stiegen hinunterschritt und dem harrenden Corporal die Entschließung des gnädigsten Herrn ankündigte. Wilhelm hatte nur den Unterofficier noch zu begleiten, um seine Montur wieder abzulegen und seine Kleider zurückzunehmen. Das war schnell bewerkstelligt und keine Viertelstunde vergangen, als der junge Mann schon in seiner Gärtnerjacke dem Eingange zum Parke zustürmte, um Minette sein Glück zu verkünden — seine eifersüchtige Wuth hatte er im Freudenrausche bereits ganz vergessen; Minette hatte ihm ja auch während der Scene am Morgen, welche zu einer so tragischen Katastrophe für ihn geführt, oft genug betheuert, daß sie ganz unschuldig sei, und während seiner Gefangenschaft heute hatte Wilhelm hinreichend Muße gehabt, sich dieser Betheuerungen zu erinnern und darüber mit Ruhe nachzudenken.

Als er am Eingange des Parkes ankam, sah er zu seiner Ueberraschung Minette und die Landgräfin, fast eben so eilig, wie er, vom Schlosse her desselben Weges kommen.

Minette erblickte ihn und stieß einen Schrei der freudigsten Ueberraschung aus.

Der Wilhelm, der Wilhelm, da ist er!

Die Fürstin blieb stehen und winkte ihn heran. Mit raschen Worten erzählte er sein Glück. Minette war außer sich vor Freude und vor Verwunderung darüber. Die Landgräfin ließ sich genau die Unterredung berichten, die Wilhelm mit dem Landgrafen gehabt. Lächelnd hörte sie zu, und rief dann aus:

Nun, da kann Er Seinem Schicksal danken! Der Landgraf hat Ihn für Goethe gehalten!

O, nun ist Alles, Alles gut! rief Minette ein Mal über das andere und hing sich an Wilhelms Arm, ohne die Nähe der Fürstin zu beachten.

Die Landgräfin eilte weiter. Nach wenig Schritten standen sie vor dem Gärtnerhause. Allgeyer saß auf einem Stuhle neben der Thüre; er sprang auf und ging der Landgräfin entgegen, während er halb verwunderten, halb zornigen Blicks auf die beiden jungen Leute starrte.

Da bring' ich Ihm Seinen Gehülfen wieder, Allgeyer, sagte die Landgräfin. Die Minette ist des Wilhelm Braut, daß Er's nur weiß. Sag' Er nichts dawider oder ich bin Seine gnädige Fürstin nicht mehr, böser, pflichtvergessener Mensch, der Er ist! — Wie kann Er sich so von seinem Zorne hin-

reißen lassen, Seinen Gehülfen, der ein anstelliger, redlicher Mensch ist, unter die Soldaten schicken — seine Tochter unglücklich machen — hat Er denn gar kein Herz und kein Gewissen. Er böser Mensch?

Aber, Durchlaucht, stotterte Allgeyer, niedergedonnert von diesen Worten der sonst so gnädigen Fürstin.

Nun, sei Er nur still! Wie hat Er meine Grotte gehütet? Ich werde Jemand anderes damit betrauen müssen — soll ich Ihn fortsenden und den Wilhelm als Hofgärtner anstellen? Nehme Er sich in Acht, daß es nicht dazu kommt!

Ueber Meister Allgeyers gewöhnlich hochgeröthetes Angesicht legte sich eine bronzefarbige, gar nicht näher zu beschreibende Blässe.

Er wollte antworten, aber die Fürstin winkte ihm zu schweigen, indem sie fortfuhr:

Keine Entschuldigungen! Willigt Er darein, daß Minette den Wilhelm nimmt, so will ich Ihm diesmal verzeihen.

Allgeyer verbeugte sich stumm und erleichtert aufathmend.

Dann vorwärts und schließe Er eilig die Thüre zur Grotte auf.

Das Letztere war bald geschehen. Die Fürstin winkte Allgeyer und Wilhelm, zurückzubleiben, Minetten, ihr zu folgen, und so stieg sie die Treppe in den Grottengang nieder, schritt rasch und mit jugendlicher Elasticität durch den letzteren hindurch und als sie in die kleine Rotunde am Ende desselben trat, rief sie bewegt aus:

Mein Gott! Da sind Sie in der That!

Goethe hatte sich von der Bank erhoben und schritt ihr entgegen, gemessen ruhig, sie groß und schweigend anblickend.

Sie Aermster, fuhr die Landgräfin fort, Sie waren einen ganzen Tag lang hier eingeschlossen!

Einen ganzen Tag? sagte der Dichter gleichmüthig und zerstreut.

Nun freilich, seit diesem Morgen; sehen Sie denn nicht, daß das Licht aus diesem Raume zu weichen beginnt?

Goethe fuhr mit der Hand über die Stirn.

In der That, sagte er, es will Abend werden.

Ohne Speise und Trank, wie in Ugolino's Thurm, waren Sie eingeschlossen und Sie, Sie

haben es am Ende gar nicht bemerkt? rief die Landgräfin verwundert aus.

O doch, doch; ich erinnere mich, daß Niemand mich zu stören kam.

Die Landgräfin lachte.

In der That, sagte sie, Sie nehmen das Ungemach, in welches Sie durch meine Schuld geriethen, so liebenswürdig auf, wie es nur irgend möglich ist. Doch ist es nichts desto weniger meine Schuld — ich wäre Ihre Mörderin, wenn Sie verhungert wären!

Wie Sie sehen, ich bin es nicht, antwortete Goethe, immer mit demselben Tone von eigenthümlicher Milde und gesammelter Ruhe.

Sie sind es nicht, Gott lob, aber kommen Sie jetzt rasch aus diesem Gefängniß heraus — suchen Sie Ihren Gastfreund auf und lassen Sie sich von ihm erquicken; es wird die höchste Noth sein, fuhr die Landgräfin in ihrer Lebhaftigkeit fort, welche einen so großen Contrast bildete mit dem seltsam einsylbigen, halb scheuen, halb wie gedankenvoll zerstreuten Wesen Goethe's.

Da der junge Dichter am Morgen ein so ganz anderes Benehmen an den Tag gelegt, mit so viel

Feuer und Lebhaftigkeit gesprochen und ihr gehuldigt hatte, so blickte die Landgräfin jetzt ihn forschend an; sprach aus dieser kühlen Ruhe Gereiztheit und Entrüstung über die fatale Gefangenschaft, in welche er gerathen? — war die Gleichgültigkeit, welche er zur Schau trug, nur eine erheuchelte? Jedenfalls hielt sie sich für verpflichtet, ihn durch irgend ein redendes Zeichen ihrer Huld zu entschädigen, und da die Gesellschaft jetzt die Grotte verlassen hatte und in der Hinterstube im Gärtnerhause angekommen war, wandte sich die Landgräfin, die voraus geschritten, zurück, und Goethe die Hand reichend, sagte sie:

Hier sind Sie, Gott lob, der Freiheit wieder gegeben, mein junger Freund, und nun sagen Sie mir, was soll ich thun, damit der Gedanke an diesen Tag nicht von nun an stets Bitterkeit und Verstimmung in Ihnen hervorrufe? Es würde mich innig freuen, könnte ich Ihnen einen Wunsch gewähren, einen bleibenden Beweis meiner Theilnahme verleihen — oder nur ein Andenken mitgeben aus dem kleinen unterirdischen Reich, welches ich mir hier habe schaffen und bis heute auch vor jedem unberufenen Auge hüten lassen, um ein unnahbares

Asyl zu besitzen, wo ich, ungestört von der Welt, nur mir selbst und meinen Gedanken leben kann! In der That, ein kleines Schmerzensgeld bin ich Ihnen schuldig!

Schuldig? Sie mir, durchlauchtigste Fürstin? fiel jetzt Goethe auf's Lebhafteste ein — o wüßten Sie, was ich diesem Tage, was ich Ihnen verdanke — denn wahrlich:

Was auch in meinem Liede wiederklingt,
Ich bin nur Einer, Einer Alles schuldig.
Es schwebt kein geistig unbestimmtes Bild
Vor meiner Stirne, das der Seele bald
Sich überglänzend nahte, bald entzöge.
Mit meinen Augen hab' ich es geseh'n,
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne —
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben!

Goethe verbeugte sich, während er diese Verse sprach, tief vor der Fürstin, die leicht erröthend fragte:

Sind diese Verse die Frucht Ihrer unfreiwilligen Muße?

Sie und noch mehrere, antwortete er — ich habe sie in dies Buch niedergeschrieben und — da meine gnädigste Fürstin mir einen Beweis Ihrer Huld

lassen will, so darf ich um das Geschenk dieses Buches bitten, damit ich vollende, was ich darin begonnen.

Bei diesen Worten überreichte er der Landgräfin das Buch, welches er aus den in der Rotunde liegenden genommen, nachdem er es da geöffnet, wo die am Ende hineingebundenen weißen Blätter anfingen.

Caroline von Hessen warf einen Blick darauf. Sie las:

„Torquato Tasso. Ein Schauspiel.“

Dann ließ sie ihr Auge über die nächsten Blätter gleiten, worauf in flüchtigster Schrift der Plan eines Dramas skizzirt, der Inhalt einzelner Scenen angedeutet, Bruchstücke des Dialogs hingeworfen waren. Endlich reichte sie dem Dichter das Buch zurück.

Ich sehe, sagte sie, die Muse hat Ihnen heute mehr gegeben, als ich je zu geben vermöchte. Aus Einer, die glaubt, gewähren zu können, werde ich zu einer Bittenden. Wenn Ihr Werk vollendet ist, so bringen Sie es mir, Sie selbst — darum bitte ich.

Zugleich streckte sie ihm lebhaft ihre Hand entgegen, die er gerührt an seine Lippen führte.

Und nun, fuhr sie mild lächelnd fort, ängstige und kümmere sich noch Jemand um einen Dichter! Während unser Eins voll Mitleid und Sorge um sein Schicksal ist, hat er alle Noth der Erde und die Welt um sich vergessen und lächelnden Blicks, mit heiterer Stirn verkehrt er mit den Göttern und Heroen! —

Die Landgräfin hatte bei diesen Worten die Schwelle der Gärtnerwohnung erreicht und wollte sie eben verlassen, als sie noch einmal den Schritt anhielt und, Goethe anblickend, sagte:

Meine stille Grotte, deren Hüter bisher Minette und ihr Vater waren, und die außer diesen nur von meiner guten Schwarzenau gekannt wurde, ist nun nicht mehr ein Geheimniß für die übrige Welt . . . .

O fürchten Sie nichts, versetzte Goethe, was einem Dichter vertraut ist, das ruht auf einem tiefen, stillen Grunde, so sicher, wie auf dem Schooß des Meeres. Höchstens wird er seine Geheimnisse dem Liede anvertrauen, und da sind sie gerade am sicher-

sten, weil die Welt des Dichters Lied für gedichtet hält, nicht für gelebt. Ihr Geheimniß wird heilig und unverletzt bleiben, hohe Frau!

Und Goethe hat Wort gehalten. Die Grotte selbst ist der edeln Landgräfin heimlicher Versteck, die stille Klause geblieben, wo sie ihren Träumen und ihren Gedanken lebte.

Als Caroline von Hessen, die ihrem Volke durch einen vorzeitigen Tod zu frühe entrissen wurde, ihr Ende herannahen fühlte, am letzten Tage ihres Lebens, schrieb sie ihrem Gemahle: „Noch einen Wunsch habe ich, den letzten auf der Welt. Lassen Sie mich mitten in der großen Baumgruppe des englischen Gartens beerdigen. Man wird dort eine Grotte finden, die außer mir nur wenigen vertrautesten Dienern bekannt ist. In ihr ist die Stelle, wo ich ruhen will, und die ich größtentheils mit eigener Hand zugerichtet, mit einigen Steinen bezeichnet. Hier an der Stelle, wohin ich mich vor dem Geräusche des Hofes flüchtete, wo sich meine Seele mit Gott unterhielt, dem ich bald von meinem Leben, das ich mit Ihnen, mein Gemahl, theilte, Rechenschaft geben soll, hier, wo ich so oft Sie und meine Kinder dem Herrn befahl, hier, wo der All=

mächtige alle meine Wünsche erhörte, hier will ich auch ruhen!“

Die Landgräfin wurde nach ihrem Wunsche in ihrer Grotte bestattet. Noch heute erhebt sich über derselben, von hochwipfeligen Bäumen und dichtem Gebüsch beschattet, das kleine Denkmal, gekrönt von einer Urne aus weißem Marmor, welches Friedrich der Große, der königliche Freund der edlen Frau, ihr errichten ließ. Die Inschrift des Denkmals lautet:

Femina sexu, ingenio vir! —

Die Husarin.

Novelle.

I.

Henriette von Lombeck war die Tochter eines Officiers, der bei einem Husaren=Regiment stand, dessen Garnison eine norddeutsche Provinzialstadt mittlerer Größe war. Als das junge Mädchen zum ersten Male das Licht der Welt erblickt hatte, war gerade das Regiment, von einer Uebung kommend, am Hause ihrer Eltern vorübergezogen, mit wehenden Standarten und mit klingendem Spiel. In diesen kriegerischen Fanfaren, welche lustig schmetternd das junge Mädchen bei ihrem Eintritt in das Leben begrüßt hatten, lag etwas für ihr ganzes Wesen und ihre spätere Entwickelung Bedeutungsvolles. Aus der kleinen, so militairisch salutirten Henriette war nämlich im Laufe der Zeit eine vollständige, lustige, übermüthige Husarin in die Höhe gewachsen. In die Höhe sagen wir, denn sie war groß und schlank, und es konnte keinen anmuthigeren Anblick geben,

als diese prächtige Figur neben ihrem Vater auf dem schönsten Pferde desselben durch die Alleen galopiren zu sehen, welche an der Stelle der alten Festungswerke als friedliche Promenaden ihren Wohnort umgaben. Auch war Henriette sehr oft zu Pferde. Wenn das Regiment seine Uebungen draußen auf der Haide abhielt, so sah man sie stets im Gefolge desselben. Die Manoeuvres im Herbst nahmen ihre Aufmerksamkeit in höherem Grade in Anspruch als alle Casinobälle des Winters; und während der schmerzlichste Herzenskummer andrer jungen Damen dadurch veranlaßt wurde, daß irgend ein liebenswürdiges Mitglied des Officiercorps auf der Bahn eines soliden Lebenswandels aus dem richtigen Tempo fiel, oder eine falsche Schwenkung machte, so bildete es Henriettens Kummer ganz allein, wenn die Schwadron ihres Vaters eine falsche Schwenkung machte, oder etwa bei einem Frontangriff im Galop schmählich in's Durcheinander gerieth. Die Individuen besagter Schwadron wie des gesammten Regiments kümmerten sie dabei im Ganzen wenig; obwohl der „Lieutenant" ihr sehr emsig und wetteifernd den Hof machte und obwohl sie mit demselben auch auf einem recht freundschaftlichen Fuße stand,

der etwas von kameradschaftlichem Wohlwollen hatte, so blieb sie doch den Einzelnen gegenüber durchaus unbefangen. Keiner konnte sich eines Zeichens besonderer Gunst rühmen; und für manchen dieser eleganten jungen Herren, die den schönen christlich-germanischen Sinnspruch: „ich dien“ hauptsächlich im Sinne christlich-germanischer Frauenverehrung auffaßten, wäre es sehr demüthigend gewesen, wenn sie gewußt hätten, daß Henriette von Lombeck sich daran gewöhnt hatte, sie jedesmal, wenn über die jüngsten Leistungen einer Schwadron gesprochen wurde, nach ihren Pferden zu bezeichnen, als seien diese die Hauptsache. Es war ja auch so viel kürzer und bequemer. Wenn andre Mädchen etwa sich ausdrückten: „Der Lieutenant von Steuplitz-Wilhorsky, der auf dem hübschen Lockenkopf den Kalpak so graziös trägt, hat sein Pferd heute reizende Courbetten machen lassen“, gab Henriette diesen Gedanken mit den Worten wieder: „Der Brandfuchs-Lieutenant wird sein Pferd nächstens mit den unnützen Stallmeistereien zu Schanden geritten haben!“

Der Vater Henriettens, der nach und nach zum Rittmeister erhoben worden war und die dritte Schwadron commandirte — nebenbei gesagt, die best

eingeübte im ganzen Regiment, Henriette wäre untröstlich gewesen, wenn sie sich nicht hätte sagen können, daß es die beste sei — war von sehr guter alter Familie, aber er war nicht reich. Er war ein wohlhabender Mann gewesen, als er in den Dienst getreten. Doch man kennt das Leben eines Militairs. Er war sehr oft versetzt worden und hatte mit Frau und Kindern sein Zelt in der einen Stadt abbrechen, in der andern wieder aufschlagen müssen, nachdem er kaum in der ersten warm geworden. Der Staat hatte ihm dabei eine Entschädigung gegeben von einem halben Thaler für die Meile der Entfernung des einen Orts vom andern. Er war auch von einer Waffengattung zur andern, und von der andern zur dritten wieder versetzt worden. Solch ein Schicksalswechsel verlangt jedes Mal ein vollständiges changement des décorations, das heißt, eine vollständige neue Ausrüstung, neue Uniformen, ja sogar neue Pferde; denn der Cürassier-Officier muß andere Pferde haben als der Husaren-Officier und Pferde — à qui le dites-vous! seufzt hier der berittene Leser — Pferde sind ein theurer Artikel. Bei den Officiers-Diners des Regiments, an denen unser Rittmeister wöchentlich mindestens einmal Theil

nehmen mußte — denn so oft war irgend eine ganz überflüssige Erinnerungsfeier, ein verdrießliches Jubelfest, ein langweiliger fremder durchreisender Stabsofficier durch ein Diner in corpore zu feiern — wurde außerordentlich viel Champagner vertilgt. Von dem Gehalt wurden so viel Abzüge für die Wittwencasse, Garderobecasse, die Regimentsmusik, die Bibliothek u. s. w. u. s. w. gemacht, daß es zusammenschrumpfte wie jener Käse, der vom ~~Fuchse~~ Affen als Schiedsrichter getheilt werden sollte. Kurz, Herr von Lombeck war eben in der Lage so manches andern treuen Dieners des Staats, der das messing'ne Kreuz für fünfundzwanzigjährige tadellose Pflichterfüllung trägt.

Die erste Hälfte seines Vermögens hatte er schwinden sehen, während er sich bestrebt hatte, in den Dienst zu kommen, und die zweite war dahin gegangen, während er glücklich im Dienste war; wenn er beide Hälften zusammenrechnete, so war es so viel, daß er hätte von den Zinsen leben können, ohne irgend Jemandem in der Welt dienen zu brauchen!

Jetzt aber war er abhängig und mußte sich in

alle Folgen dieser Abhängigkeit fügen. Dazu gehörte auch der Gedanke an die Zukunft seiner geliebten Tochter, welche viel zu lebhaften und indomptablen Geistes war, um jemals bestimmt werden zu können, eine Vernunftheirath um ihrer Versorgung willen zu schließen. Glücklicherweise hatte sie ein Talent. Es war das musikalische. Auf die Ausbildung desselben wurde deshalb von ihren Eltern verwandt, was irgend darauf verwandt werden konnte. Henriette hatte auch Zeiten, wo sie mit leidenschaftlichem Eifer sich ihren musikalischen Uebungen unterzog. Sie faßte sehr leicht, sie sang und spielte mit großem Gefühl; mit einer, wir möchten sagen stürmischen Beherrschung des Instruments, des Piano's, spielte sie die schwierigsten Stücke — aber sie spielte nicht correct, sie brachte es nicht zu dem, was so wesentlich war, wenn sie auf ihre musikalischen Talente sich eine Zukunft als Künstlerin aufbauen wollte; sie überhüpfte in ihrer Lebhaftigkeit von Zeit zu Zeit einige Noten und mitunter galopirte sie über die Tasten, ohne in ihren Stücken das zu sein, was sie von ihren Husaren doch so unerläßlich verlangte — sattelfest.

Wie dem aber auch sei — das Schicksal Hen-

riettens nahm in ihrem zwanzigsten Jahre eine Wendung, welche ihre Eltern über alle Sorge um ihre Zukunft vollaus beruhigen mußte.

Das Regiment nämlich verlor seinen Chef, der zum Commando einer Brigade berufen wurde und ein neuer Obrist hielt seinen Einzug. Dieser, ein Baron Ehrenfeuchter, war ein alter Junggeselle, der bis jetzt allen weiblichen Verführungen unzugänglich gewesen war, so viel derselben den stattlichen Reuter-officier, der eine rasche Carriere gemacht, auch in seinem Leben umgeben hatten. Jetzt war er allmälig gealtert, er war ein erklärter Hagestolz und die weiblichen Verführungen hörten deshalb auf, ihn zum Ziele des Angriffs zu machen. Empfand unser tapfrer Obrist das, und spürte er, daß das reifere Alter eine kühle Zone um ihn her lege, in welcher er sich unbehaglich zu fühlen begann, in welcher etwas ihm zu fehlen anfing, was er in der Jugend in einem solchen Maße besessen, daß er nicht daran gedacht, dieser Schatz könne je ausgehen — nämlich die heitre Laune, das Ausgefülltsein jeder Stunde mit angenehm beschäftigenden Gedanken, und vor Allem das Bewußtsein, begehrenswerth und begehrt zu sein? Es mußte wohl so sein; vielleicht vertrug

es der cidevant schöne junge Mann nicht, jetzt nicht mehr als solcher umworben zu sein.

Aber weshalb psychologische Motive für einen Schritt suchen, der so ganz einfach sich durch die Erscheinung und die Liebenswürdigkeit unserer Heldin erklärte? War der frische, rosige, mit so muthigen Blicken aus den schönen blauen Augen in die Welt blickende Lockenkopf unsrer schlanken Henriette nicht im Stande, für sich allein und ohne alle Psychologie das Herz eines Husaren-Obristen zu erobern und einen Eheverächter zu bekehren? Denn dies eben war, was geschah. Baron Ehrenfeuchter machte von der ersten Stunde an, in welcher er Henriette sah, dem verführerischen Mädchen den Hof und nach Verlauf von sechs Wochen hielt er nun um ihre Hand an.

Henriette besann sich keinen Augenblick, diesen Antrag anzunehmen. Ob sie den Obrist liebte, darüber mochte ihr jugendliches Herz nicht ganz im Klaren sein; aber um ihn auszuschlagen, dazu liebte sie viel zu sehr — das Regiment.

Die Trauung fand statt, sobald die nächsten Herbstübungen vorüber waren.

II.

Drei Jahre waren verflossen, seit Henriette von Lombeck Frau Obristin von Ehrenfeuchter und damit zugleich etwas wie eine Regiments-Inhaberin geworden. Die junge Frau war glücklich, wie es sich nur erwarten ließ, an der Seite eines biedern, überaus gutmüthigen Mannes. Dieser hatte sich freilich in seinem langen, hagestolzen Leben in einem solchen Maße seine besonderen Allüren und seine Art zu sein angewöhnt, daß er sich in ein inniges Zusammenleben auf gemüthlichem Familienfuß, worin Einer dem Andern seine Gewohnheiten opfert, nicht mehr fand. Daher kam es, daß beide Ehegatten ziemlich fremd, jeder auf seine eigene Weise lebten. Baron Ehrenfeuchter stand sehr früh auf und legte sich früh nieder; die Baronin erhob sich sehr spät und kehrte sehr spät aus den Gesellschaften zurück, welche sie regelmäßig dann besuchte, wenn sie darauf

rechnen durfte, musikalische Genüsse darin zu finden. Baron Ehrenfeuchter nahm gewöhnlich allein sein Souper ein, ohne auf die Rückkehr seiner Gattin zu warten, welche er einen „unsicheren Cantonisten" zu nennen pflegte, wogegen sie ihn ihre liebe „alte Kriegsgurgel" nannte, die nichts von der fesselnden Allmacht einer Beethovenschen Symphonie verstehe, und seinen musikalischen Geschmack mit dem Sprüchlein charakterisirte:

A Trompetten, wann man's g'wöhnt
Ist a sanftes Instrument!

Die Liebe für die Musik hatte sich nämlich in Henrietten nur noch gesteigert, seit nicht mehr die Uebung in der Kunst nicht zugleich auch eine Art Pflichterfüllung für sie war. Das tiefe Gefühl für die Musik legte auch eine gewisse mildernde Harmonie über ihren Charakter, der sonst vielleicht zu keck, zu unabhängigkeitsdurstig, zu soldatesk für eine junge Frau erschienen wäre. In diese Harmonie mischte sich nach und nach sogar etwas von einer elegischen Stimmung, wie es bei wahrem und innigem Verständniß für irgend eine Kunst nicht ausbleiben kann. Es wurde nach und nach offenbar, daß in ihrer Seele nicht immer nur lustige Reuter=

lieder wiedertönten, sondern daß auch weichere Mollklänge darin durch die Saiten des Herzens zitterten, ohne doch ein zu lautes Spiel bewußter Empfindungen wach zu rufen. Wären diese Empfindungen wach und bewußt geworden, so wären sie wahrscheinlich in dem melancholischen Selbstgeständnisse Henriettens ausgeklungen, daß es doch nicht die tiefsten Bedürfnisse einer weiblichen Seele ausfüllen könne, wenn sie auch die glückliche Commandantin des schönsten Husaren-Regiments der Armee sei, ein schöneres Pferd als die Prinzessin Schönholm, die in der Nähe auf einem Landsitze wohnte, reite, und sich die Schwadron mit schmetternder Musik im Sommer täglich am Balcone ihres Hauses vorüberführen lassen könne — militairisch salutirt von sämmtlichen vier Rittmeistern und dem gesammten Lieutenant, ohne der „alten Kriegsgurgel" und ihres Adjutanten zu erwähnen, von denen es sich von selbst versteht. —

Im Frühlinge 18** wurde die Stadt, welche der Garnisonsort des Regiments war, in nicht geringe Aufregung versetzt durch die Erscheinung eines concertgebenden Pianisten von europäischem Ruhme. Dieser glückliche Künstler, der mit seiner Macht über

die Töne heimathlos durch die Länder schwärmte, beinahe wie einer jener räthselhaften Naturtöne, die durch die Lüfte zittern, ohne daß man weiß, von wannen sie kommen und wohin sie gehen, kam über die Gesellschaft von O. herein wie ein morgenhafter weckender Memmonsklang. Er rief wach das musikalische Gefühl in den Herzen der Männer, Schwärmerei und Begeisterung in den Herzen der Frauen, die ersten Schwingenschläge der Leidenschaft in den Herzen der jungen Mädchen und Bewegung, Interesse, Eifer in der stagnirenden Gesellschaft von O.

Signor Morosini gab sich für einen Italiener und verrieth auch in seiner äußern Erscheinung den Sohn des melodienreichen Südens. Er hatte einen schönen Kopf mit stark vorgewölbter Stirn, sehr braunen Teint, dunkle, mandelförmig geschnittene Augen mit langen, schwarzen Wimpern und ein edles Gesicht, welches jedoch die Spuren der erschöpfenden Anstrengungen und ermüdenden Aufregungen trug, die sich im Leben eines solchen Künstlers stets aneinander ketten. Seine Gestalt aber war unschön; diese breitschultrige Figur mit den mandrillhaft langen Armen und den breiten Händen daran war nichts weniger als anmuthig. Und wenn

Arthur Schopenhauer als Grundbedingung für das Entstehen eines Kunstgebildes erklärt, daß der platonischen Idee, oder einfach ausgedrückt, dem Objecte der Leistung, das Subject, also der darstellende Künstler entspreche, so war unser Pianist eine lebendige Erläuterung dieser Philosophie; man brauchte als Object seiner Kunst nur den Mahagony-Flügel zu betrachten, dem er seine Inspirationen einhauchte, und es war unverkennbar, daß beide, Object und Subject, gleich braun und gleich eckig seien. —

Morosini hatte bei der Obristin von Ehrenfeuchter einen Besuch gemacht und Henriette hatte ihm zu Ehren eine große Soirée veranstaltet. Seine Erscheinung hatte einen großen Eindruck auf sie gemacht, und zwar den ersten Eindruck, welchen sie in ihrem Leben empfangen, ohne ihn laut und unbefangen auszusprechen. Sie war stille und schweigsam geworden unter allen den Entzückungsrasereien ihrer Bekannten, nachdem Morosini sein erstes Concert gegeben. Fehlten ihr die Worte, um das auszusprechen, wofür alle Andern einen ganzen Schwall von Worten, es auszudrücken, hatten? Nein, das war es nicht, was ihrer Stirn den Stempel eines milden Verklärtseins, ihren Augen das Glänzen einer

elegischen Schwärmerei, aber ihren Lippen, die sonst so beredt waren, das Siegel der Verschwiegenheit gaben. Es war etwas Anderes, etwas ganz Eigenes. Jene Stimmung nämlich, jenes Schwelgen in süßmelancholischen und himmelaufjauchzenden Empfindungen, in wollüstigen und in schwermüthigen Emotionen, welches die andern Zuhörer entzückte, so lange Morosini seine zauberischen Töne, bald wie ein Engel des Lichts, bald wie ein Dämon der Nacht aus den Tasten lockte — dieses Schwelgen, diese Empfindungen hörten bei Henriette mit seinem Spiel nicht auf. Es klang etwas von ihnen fortwährend in ihrer Seele nach, so oft und so lange sie ihn sah und reden hörte; es war ihr, als ob der merkwürdige Künstler ewig in einem Lichtkranz, der Melodien aushauchte, wandelte. Und so kam es, daß dieser Mann, der so wenig von dem Ideale hatte, welches sie sich bisher von einem Manne gemacht — der sicherlich auf einem Pferde mit den Armen und Beinen schlenkerte wie ein Polichinell, der statt der reglementsmäßigen Haltung und der propren Adjustirung eine geniale Nachlässigkeit in seinem ganzen Wesen an den Tag legte — daß dieser Mann eine Revolution in ihrem Innern her=

vorbrachte und ihr inneres Auge für eine Welt des Gemüths öffnete, welche ihrer jungfräulichen Seele bis jetzt vollständig verschlossen geblieben war. —

Henriette hatte Morosini einige Male gesprochen und in den Gesellschaften gesehen, welche man ihm zu Ehren veranstaltet. Er hatte sie nicht ausgezeichnet und sie selbst war sehr unzufrieden mit den dürftigen und geistlosen Worten, die sie geantwortet hatte, wenn er mit ihr geredet.

Heute Abend, bei der Soirée in ihrem Hause, war er wie gewöhnlich umringt und der Mittelpunkt einer lebhaften und beinahe lärmenden Unterhaltung, woran Henriette Theil zu nehmen durch ihre Obliegenheiten als Wirthin verhindert war. Diese Verpflichtungen wurden ihr plötzlich ganz unerträglich. Es kam ein unabweisbares tiefes Bedürfniß nach Einsamkeit und Sammlung über sie. Verstimmt und beinahe traurig nahm sie endlich allein in einem Divan Platz, welcher einen Winkel ihres Boudoirs ausfüllte, das neben dem großen Salon lag. Nach einer Weile hörte sie, wie in dem einen Salon, wo der Flügel stand, die Tasten angeschlagen wurden. Ein leises Zittern ging durch ihre Nerven. Nicht Freude ergriff sie in diesem

Augenblick, daß der Virtuose nun beginnen werde, durch eine seiner zauberhaften Improvisationen alle Hörer hinzureißen. Es war eher ein ängstliches Gefühl, welches sie ergriff. Es war ihr, als werde das beginnende Spiel etwas in ihr wachrufen, was sie scheute, etwas Fremdes, Unbekanntes, Unseliges. Aber dieses Vorgefühl sollte sich nicht erfüllen. Morosini begann nicht zu spielen. Eine junge Dame der Gesellschaft begann zu singen, eine lange, ganz ungefährliche Bravour-Arie, und den Tönen, welche sie auf dem Flügel begleiteten, hörte man auf der Stelle an, daß sie nicht die des berühmten Virtuosen seien.

Im nächsten Augenblick wurde Henriette überrascht durch die Erscheinung Morosini's neben ihr. Er trat stille in ihr Boudoir und mit einem Seufzer warf er sich in einen zur Seite ihres Divans stehenden Sessel.

Ach, wie ist es schön, wie ist es ruhig und stille hier, meine Gnädige, sagte er — unter Ihren Bildern, Blumen und Büchern — zürnen Sie einer müden Seele nicht, wenn sie hier Ihre Einsamkeit unterbricht — es thut so wohl, zu rasten!

Eine müde Seele nennen Sie sich — Sie, der

ein wahrer Feuergeist ist, und dessen Seele unerschöpflich und ewig in Ausbrüchen strömt, wie ein Vulkan?

Morosini sah sie mit einer Art schwermüthigen Lächelns an.

Glauben Sie das, meine gnädige Frau?

Muß man es nicht? Sind Ihre Phantasien nicht wie flammende Lavaströme, die Ihnen immer zu Gebote stehen, so oft man Sie bittet, den Flügel zu öffnen? Andre Künstler haben ihre Stimmungen abzuwarten, ihre Stunden, wo, wie sie es nennen, der Kuß der Muse sie trunken macht; Sie brauchen das nicht, Sie kennen nicht die Ebbe, nur die immer gleich hochgehende Fluth freudiger Begeisterung!

Morosini stützte seinen Arm auf die Lehne des Sessels, und indem er coquett seine wohlgepflegte Hand in seinen kastanienbraunen Locken begrub, antwortete er:

Wissen Sie, daß Sie mich traurig machen?

Traurig? Und wodurch?

Ich möchte verstanden sein. Nicht gerade von Allen. Aber . . . von Wenigen mindestens! Und ich sehe, daß ich es nicht bin, von Niemanden!

Sie glauben, wir verständen hier Ihr Spiel nicht, wir wüßten uns den Inhalt desselben nicht zu dolmetschen, unsre armen, beschränkten Provinzialseelen wären nicht der Resonanzboden, in welchem Ihre Töne ein richtiges und würdiges Echo fänden?

O wie falsch legen Sie da meine Worte aus — mehr als falsch, förmlich boshaft!

Was klagen Sie denn?

Ich klage nicht. Um zu klagen, muß man noch hoffen — hoffen, daß die Klage erhört werde. Ich habe verzichtet!

Verzichtet? Und worauf?

Worauf? O, welches Geständniß verlangen Sie da — soll ich antworten auf eine Frage, die mit einem einzigen kurzen Wort gestellt wird und doch mit tausend noch nicht beantwortet ist? Ich habe verzichtet auf das Glück.

Sie, inmitten einer Laufbahn des Triumphs, umgeben von Bewunderung, getragen von Huldigungen?

Bilden die das Glück?

Kann ein Mann mehr Glück fordern vom Leben?

Ein Mann, sagen Sie — also Sie räumen ein, daß eine Frau es könnte!

Henriette blickte nieder, ohne gleich eine Antwort zu finden. —

Sie räumen es ein, fuhr der Virtuose fort. Nun wohl — so denken Sie nur, daß das wahre Glück eines und dasselbe sei für den Mann und die Frau, und Sie verstehen, welches Glück es ist, von dem ich rede, auf das ich verzichtet habe.

Aber gesetzt, fiel Henriette ein, Sie hätten Recht darin, sich ohne Glück zu nennen, weshalb dann überhaupt darauf verzichten? Weshalb dann nicht es suchen?

Weil es unerreichbar ist.

Für einen Mann sollte etwas unerreichbar sein, was er erreichen wollte?

Nein, wenn er will. Aber es giebt Existenzen, die nicht wollen dürfen.

Das verstehe ich nicht.

Wohl Ihnen! versetzte der Virtuose mit tiefem Seufzer.

Das klingt wie Spott, es wäre besser, Sie erklärten es mir!

Sehen Sie, antwortete Morosini, unser Schick-

sal ist die Heimathlosigkeit. Wir sind nicht bloß deshalb heimathlos, weil unsere Verhältnisse uns unstät von Ort zu Ort treiben, weil wir im Dienst unsrer Dame, der Kunst, die irrenden Ritter des neunzehnten Jahrhunderts sind. Nein, wir sind es auch in einem höheren Sinne, weil unsere Empfindungen, unsere Gedanken, unser ganzes Wesen in steter und ewiger Bewegung ist, wie ein fließender Strom, der bald die friedlichsten und lachendsten Thäler, bald die wildesten Schluchten und Felseneinsamkeiten durchzieht; der bald die hellste Sonne spiegelt, bald den düstersten Gewitterhimmel schwarz und dunkel wiedergiebt; der aber nirgends weilen darf, immer weiter, weiter rollen muß, bis an ein Ziel, wo ihn die Vernichtung umfängt. Sie hören das Schmettern der Lerche und den süßen Trauerton der Nachtigall durch unsere Phantasien. Sie hören darin auch den wehklagenden Schrei des einsamen Adlers, der über öden Alpenketten durch eine Region von unermeßlicher Verlassenheit schwebt. Sie hören darin das erschütternde Heulen des Sturmes um Ruinen und Trümmer, worin sich die Schmerzensschreie verlorener Seelen zu mischen scheinen, die im Jenseits statt des Alles, das sie zu finden hoff=

ten, das Nichts fanden, das immer der große Abgrund ist, in dem unsere edelsten Aspirationen, und unsere begeistertsten Bestrebungen versinken; das Nichts, welches einst diese ganze Welt von Schönheit und von Schmerz, dies Gemisch von Himmel und von Hölle, das man eine Menschenseele nennt, verschlingen wird. Aber wie würde der Künstler Alles das durch seine Werke tönen lassen können, wenn er es nicht Alles selbst in sich trüge? Sehen Sie, das ist, was ich das innere Vagabundenthum nenne, dem wir verfallen sind, dem wir nicht entsagen können, nicht entsagen wollen dürfen, um uns nicht selbst aufzugeben — dies Hin- und Hergeworfensein, durch alle Regionen der Empfindungen, von Lust zu Leid, von Schmerz zu Entzücken, von einem Pole der Gedankenwelt zum andern.

Henriette hatte, während der Virtuose so sprach, ihm mit größter Spannung zugehört. Sie mußte sich gestehen, daß sie den Zusammenhang dieser Schilderung der Künstlernatur mit dem völligen Verzichten auf alles Lebensglück, das daraus als eine Nothwendigkeit folgen sollte, nicht recht faßte; und doch scheute sie sich, durch eine Frage weiter in eine Gemüthswelt einzudringen, die sich vor ihr wie eine

fremdartige, magische Region voll neuer und ungeahnter Dinge öffnete und eine Anziehungskraft auf sie übte, in welcher etwas unendlich Verführerisches und Gefährliches lag.

Wenn Sie über die Bedingung des Künstlerthums, unstät in allen Stimmungen und Gefühlen sein zu müssen, klagen, sagte Henriette nur nach einer Pause, so wäre das Glück, welches ein Künstler zu erstreben hätte, das, einen Ruhepunkt zu gewinnen, zu welchen er immer wieder aus den verschiedensten Stimmungen zurückkehren könnte.

Einen Ruhepunkt, einen Hafen, mit einem Wort ein Herz — rief Morosini schwärmerisch aus — das freilich wäre es —

Müßte es ein Herz, könnte es nicht auch eine Ueberzeugung, ein Glaube, ein Princip, dem der Künstler sich männlich mit voller Seele hingäbe, sein?

Morosini schüttelte seine braunen Locken.

Sie unterscheiden da wieder zwischen einem *männlichen* Glück und einem weiblichen, versetzte er lächelnd; von den Männern sagt man ja, daß sie glücklich sein könnten in der Hingabe an ein Princip, an einen Glauben, an ein bestimmtes Ziel

ihres Strebens — aber meine Gnädigste, glauben Sie mir, man sagt es auch nur! — Es ist nicht möglich, wahrhaft glücklich zu werden auf einem so abstracten Wege. Ich wenigstens könnte es nur durch die Begegnung mit einer großen, warmen Seele! — Aber dann wieder würde ich ja gerade doppelt unglücklich. Der Verzicht im Allgemeinen ist noch leichter, als der Verzicht auf ein bestimmtes, vor uns liegendes, unsere ganze Seele mit heißen Wünschen füllendes Gut.

Aber um Gotteswillen, rief Henriette mit naiver Verwunderung aus — weshalb müßten Sie denn immer nur verzichten? Mir scheint die Resignation auf Etwas, das nach allen innern Stimmen unseres Wesens uns gehört, für das wir uns geschaffen fühlen, in welchem wir das Glück unserer Zukunft sehen, — eine solche Resignation scheint mir weder groß noch edel, denn es liegt darin ein Mangel am Besten, an — Muth!

Signor Morosini schüttelte abermals höchst melancholisch sein braunlockiges Haupt.

O meine Gnädigste, sagte er mit einem tieftraurigen Gesicht, welcher Muth wäre dazu erforderlich, ein anderes Wesen in die unglückseligen Kreise

einer solchen stürmischen Gemüthswelt reißen zu wollen? Dürfen wir einem geliebten Herzen ansinnen, es solle mit uns in diesem leidenschaftlich bewegten Elemente verharren, bald uns in die tiefsten Abgründe der Schwermuth und der Hoffnungslosigkeit folgen, bald auf die hochgehenden Wogen unaussprechlicher Anschauungen und Gefühle? Würden Sie es Muth nennen? Ich würde es einen unentschuldbaren Egoismus nennen, der frevelnd eine stille, keusche Seele aus ihrem friedlich umgrenzten und neidenswerthen Glücke risse. Nein, meine Gnädigste, schloß Morosini seine Rede mit sehr pathetischem Ausdruck, nein, es ist unser Einem nicht beschieden, das Glück auf Erden zu finden — ohne fesselnde Bande, ohne eigenen Heerd, ohne Heimath müssen wir weiter und weiter ziehen — elend wie der ewige Jude!

Henriette schwieg und nach einer Pause, während der sie seine Augen glühend auf sich ruhen gefühlt, erhob sie sich. Sie durfte dies Tête-à-tête nicht verlängern, um nicht aufzufallen und die Pflichten der Wirthin gegen ihre andern Gäste nicht zu vernachlässigen. Aber die Reden des Virtuosen hatten einen unbeschreiblichen Eindruck auf sie hervorge-

bracht. Sie blieb den ganzen Abend hindurch zerstreut und schweigsamer als sie je in einer so belebten Gesellschaft gewesen. Ein tiefes Mitleid mit dem Schicksal des gefeierten, bewunderten Mannes hatte sich ihrer bemächtigt. Seine Verzichtleistung auf Glück erschien ihr in dem Lichte eines unaussprechlich großen Edelmuths; die höchste Poesie schien ihr diesen Charakter zu umstrahlen, der so himmelhoch über allen den militairischen, subordinationsstrammen, reglementmäßigen Leuten stand, welche sie bisher hatte kennen lernen; der wie ein vereinsamter Adler über dieser ganzen Gesellschaft fortschwebte, in den sonnigen Regionen einer Zauberwelt von Gedanken, von Anschauungen, von Flügen stürmischen Seelenaufschwungs.

Als sie in den Salon zurücktrat, wie „fade, flach und unersprießlich schien ihr das ganze Treiben dieser Welt!“ Die Frauen wurden nicht müde, dem Virtuosen, wohin er sich auch wandte, Schmeicheleien zu sagen, welche immer dieselben waren. — Welche Seelengröße, dachte Henriette, gehört dazu, diese Redensarten immer mit derselben Güte und schmelzenden Liebenswürdigkeit anzuhören, wenn man so ganz andre Dinge im Herzen trägt! Die Män-

ner aber, die anfangs um des Anstandes willen ebenfalls eine Weile gekunstschwärmt hatten, waren allbereits sämmtlich wieder auf die Vorderbeine gefallen und sprachen von den Tugenden eines neuen Pferdes des Obersten und von den Lastern einer neuen Soubrette des Sommertheaters.

Henriette fühlte sich plötzlich wie fremd, wie ausgestoßen in dieser Welt, welcher sie so lange ungetheilt angehört hatte, in der sie bis jetzt sich glücklich gefunden.

Der Virtuose zog sich ziemlich früh zurück. Er senkte noch einen tief bedeutsamen Blick in das Auge Henriettens, als er sich ihr empfahl. Henriette erröthete dabei.

Ein kunstschwärmender Regierungsassessor, Herr von Lebezahn, hatte es sich nicht nehmen lassen, den Virtuosen heimzubegleiten. Als sie auf der Straße waren, fragte er Morosini:

Nun gestehen Sie mir einmal aufrichtig, wie finden Sie unsere Damenwelt?

Mon ami, antwortete Morosini, seinen Arm unter den des Assessors schiebend, Ihre Damen haben mir so viel Complimente gemacht, daß ich sehr undankbar wäre, mich nicht durch die unbe-

dingteste Bewunderung zu revanchiren. Ich finde sie anbetungswürdig!

Spott!

Voller Ernst!

Wenn man so weit in der Welt umhergekommen ist, wie Sie —

Lernt man endlich Charaktere schätzen, die noch nicht blasirt sind, fiel lachend Morosini ein.

Das sind wir freilich noch nicht, Gott sei Dank! rief der Assessor aus.

Ich habe lange keine Dame kennen gelernt, fuhr der Virtuose fort, welche so viel unverholener naiver bonne foi zeigt, als diese Baronin Ehrenfeucht —

Ehrenfeuchter, wollen Sie sagen — unsere Wirthin von heute!

Feucht oder Feuchter, si vous voulez, — es ist höchst amüsant, ihr etwas vorzuplaudern, sie nimmt Alles, was man ihr sagt, mit einer entzückenden Andacht, au pied de la lettre.

Sie ist eine reizende Frau!

In der That, sie ist gar nicht übel, und so aufrichtig! Sie kommt mir vor, als ob ihr Herz noch von einem kindlichen Schlummer umfangen

liege. Nun soll man freilich den Schlaf eines Kindes nicht stören — aber man zupft ihm doch ein wenig am Ohrläppchen oder an seinen blonden Löckchen, man kann es eben nicht lassen! Es ist eine kleine dämonische Schadenfreude, die uns drückt.

Nehmen Sie sich bei der Baronin in Acht! meinte der Assessor.

Weshalb?

Sie würde sehr leidenschaftlich werden können, glaube ich, wenn sie einmal erwachte!

Darin sehe ich nichts Bedenkliches! Im Gegentheil, desto besser. Lieben Sie die Weiber nicht leidenschaftlich?

Soll das heißen, ob ich nicht leidenschaftlich die Weiber liebe, oder ob ich nicht liebe, die Weiber in Leidenschaft zu sehen?

Das Erstere versteht sich von einem lebhaften und geistreichen Manne von selbst. Ich meine das Letztere.

Es hat eben seine Bedenklichkeiten. Man weiß just nicht immer, was beginnen, mit solch' einer Leidenschaft, die sich wie eine wogende Meerfluth über uns stürzt.

Man nimmt eben ein deliciöses Seebad in dieser

Meerfluth, und wenn man sich die Wogen hat ein paarmal über den Kopf zusammenschlagen lassen, und hat genug, nun so geht man!

Es kommt doch nichts über die Frivolität —

Solch' eines Strichvogels der Kunst, wollen Sie sagen!

Ungefähr! sagte lachend der Assessor.

C'est la vie de Bohemien, fuhr der Virtuose fort, und das ist eben das Schöne, Reizende, Fesselnde unseres Vagabundenthums. Ich begreife gar nicht, wie Ihr soliden Menschen die Langeweile ertragt, immer an demselben Orte zu sitzen, an derselben Scholle zu kleben! Aber sagen Sie mir noch etwas von der Baronin. Nicht wahr, ich habe Recht, dies Herz ist noch nicht geweckt worden?

Das fragen Sie ihren Mann, den wackern Obersten.

Pah, diesen verkörperten Parolebefehl!

Nehmen Sie sich trotz allem Dem in Acht. Sie ist eine Husarin.

Eine Husarin? Was heißt das?

Man hat sie als junges Mädchen schon nicht anders genannt.

Das spricht sehr für sie. Man begegnet unter

dem schönen Geschlecht so vielen in den Harnisch ihrer Tugend eingeschnallten Kürassieren, daß es eine wahre Wonne sein muß, einmal einer Husarin zu begegnen!

Die beiden Männer waren vor dem Hôtel Morosini's angekommen und trennten sich lachend.

III.

Um die Mittagstunde des folgenden Tages wurde der Baronin Ehrenfeuchter Signor Moritz Morosini gemeldet.

Sie empfing ihn in ihrem Boudoir. Der geübte Blick des Virtuosen erkannte sogleich, wie bewegt sie bei seinem Erscheinen war.

Ich komme etwas beklommen zu Ihnen, sagte er, nachdem er in demselben Sessel Platz genommen, in welchem er am Abende vorher ihr seine rührenden Künstlerklagen ausgeströmt hatte.

Beklommen? Und weshalb?

Weil ich mich undankbar nenne, weil ich mir ein Betragen vorwerfe, welches ich in diesem Augenblick selbst nicht recht mehr fasse. Sie hatten ein Reich voll strahlender Heiterkeit in diesen Gemächern hier um sich her gezaubert; und ich habe vielleicht Ihnen einen tief disharmonischen Klang hineinge=

worfen — wenn ich anders nicht zu anmaßend bin . . . !

Und worin sollte dabei Anmaßung liegen? fragte Henriette.

In der Voraussetzung, daß die Klagen eines Herzens, welches sich so grenzenlos vereinsamt fühlt, im Stande seien, die göttliche Harmonie eines edlen Gemüths zu stören, das sich in einem unnahbaren Kreise voll ruhiger Geistesklarheit bewegt.

Wenn Sie mein Gemüth damit meinen, Signor Morosini, so thun Sie ihm bei weitem zu viel Ehre an. Ruhige Geistesklarheit, welche von uns armen Frauen besäße sie, besäße sie wenigstens in einem Maße, daß sie darin unnahbar wäre für jede Disharmonie! — Ich habe allerdings über das, was Sie mir gesagt haben, nachgedacht —

Vor Allem, fiel Morosini ihr in's Wort, haben Sie es mir verziehen, wenn der Augenblick mich hinriß, wenn es wie eine Art Offenbarung über mich kam: hier findest du ein Echo, eine Seele, der gegenüber du einmal wenigstens durch einen kurzen Aufschrei des Schmerzes deinem wunden Herzen Luft machen darfst — sicher, daß du verstanden

wirst, daß du Theilnahme findest! Haben Sie mir es verziehen?

Was hätte ich zu verzeihen? Ich glaube, ich habe nur zu danken, entgegnete Henriette, indem sie Morosini voll in's Auge blickte.

Ueber das Antlitz des Virtuosen flog der Ausdruck eines großen Triumphs.

Aber verstanden, fuhr Henriette fort, habe ich Sie nicht ganz.

Und worin nicht? Denken Sie sich in meine Lage —

Das eben habe ich gethan, so viel ich vermochte, entgegnete sie, ihre Blicke zu Boden schlagend. Ich habe mit Ihnen wohl empfunden, wie verhängnißvoll das Leben sein muß, wenn es wie eine ewig bewegte Phantasmagorie an uns vorüberfließt, wenn wir keinen sichern Ankergrund und keinen Ruhepunkt darin finden. Ein ewiges Wandern von Ort zu Ort, von Gefühl zu Gefühl, von einer Stimmung zur andern muß uns peinvoll und marternd werden, ja endlich muß es uns aufreiben, geistig vernichten, das begreife ich wohl. Aber das, was Sie über die Unmöglichkeit gesagt haben, einen Ruhepunkt zu finden, ist mir nicht einleuchtend geworden. Sie

nennen es egoistisch, ein fremdes Wesen mit hineinreißen zu wollen, in diese ewig kreisenden Wirbel, in dieses ewige Auf und Nieder einer Seele, die der Genius mit dem Kainstempel der Kunst bezeichnet hat. Aber ein solches Wesen, welches sich in diese Kreise willenlos mit hinein reißen läßt, das mit elastischer Widerstandslosigkeit an dieses ewige Auf und Nieder sich hingiebt, könnte ja überhaupt keinen Halt und keinen Ruhepunkt bieten; es könnte das Bedürfniß nach einer festen Heimath des Gemüths nicht stillen. — Sie müßten eben Eines suchen, welches klar, selbstbewußt, tief und doch einfach in seinen Gefühlen wäre, fest auf sich selbst beruhte, stets sich treu bliebe und Sie fesselte, statt sich von Ihnen mit fortreißen zu lassen!

Ein solches Wesen, entgegnete der Virtuose schwermüthig, wird es sich zu mir herablassen? Wird es nicht eine unüberschreitbare Kluft sehen zwischen seiner Harmonie und dem armen Musiker, unter dessen Tönen sich so viel disharmonischen Schmerzes birgt?

Henriette schlug die Augen nieder ohne zu antworten.

Allerdings, fuhr Morosini fort, ich habe Augen-

blicke gehabt, wo ich dem beseligenden Glauben mich hingab, ein solches Wesen gefunden zu haben. Ich habe die Geliebte umgeben mit meiner glühenden Verehrung; meine Kunst ergoß sich wie in unerschöpflichem Strome — sie umgab ihre Sonne mit einer strahlenden Welt von Schönheit, wie eine purpurgold'ne Abendröthe das scheidende Gestirn des Tages umhüllt. Aber hinter diesen magischen Welt, in welcher der ganze Himmel wiederstrahlte, der in einem Menschenherzen liegen kann, hinter diesem gold'nen Farbenspiel rosiger Wolken versank mir langsam stillen Ganges meine Sonne, bis sie hinter meinem Horizont verschwunden war — und die Ergüsse meiner Seele verblichen in Dunkel der Nacht.

Signor Morosini stützte nach diesen Worten sein schwermuthgebeugtes Haupt auf den Arm und blickte mit feuchtem Schimmer der Augen vor sich nieder.

Wir haben eben jeder unser Schicksal! sagte nach einer Pause halblaut und wie für sich hin Henriette mit einem tiefen Seufzer.

Morosini beobachtete mit einem raschen Seitenblick ihre Miene.

Wir haben es freilich, sagte er dann, aber es

ist dennoch unendlich verschieden, nach der Kraft, die uns gegeben, es zu tragen, und nach der Empfänglichkeit für den Schmerz, mit der wir begabt sind. Die gesteigerte Empfänglichkeit für den Schmerz ist die traurigste Mitgabe der Künstlerseele! Er fühlt den Schmerz doppelt, zehnfach, ja er fühlt den Schmerz der ganzen Welt in sich! —

Henriette war eine einfache klare Natur. Daher hatte sie auch, was der Virtuose bisher in schwärmerischem Pathos an Klagen in ihren Busen ausgeschüttet, sich einfach deutlich zu machen, und den eigentlichen Kern daraus zu schälen gesucht, um zu der praktischen Seite zu gelangen, nämlich zur Lösung der Frage, wie dem poetischen Unglücklichen zu helfen sei. Sie hätte nun nicht durch und durch weiblich fühlen müssen, wenn sie diese Frage nicht mit der Antwort gelöst hätte: diesem edlen Geiste muß, um ihn vor dem Untergange in seinen fortwährenden Aufregungen zu bewahren, eine Häuslichkeit geschaffen werden. Ein fester Herd muß ihn binden, wo ein liebendes Weib ihn mit einer rührenden Sorge umgibt, ihn an die einfache Wirklichkeit fesselt, an die Gesellschaft kettet — oder er flattert sich zu Tode wie ein müder Wandervogel, der über

das Meer hat ziehen wollen in den schönen warmen Süden, und dessen Kräfte nicht ausdauern, das Gestade zu erreichen, an welchem das Land seines Ideals beginnt.

Aber Henriette sprach diesen Gedanken nicht aus, weil ihr Alles, was sie sagen wollte, so unendlich schaal und nüchtern und prosaisch erschien gegen die tiefen Gemüthsergüsse Morosini's. Dieser begann daher nach einer Pause wieder:

Ich habe Unrecht, daß ich vor Ihnen diese Klagen ausströme — welches Recht habe ich, Ihren Frieden damit zu stören! Was bin ich Ihnen, was berechtigt mich, mein Inneres vor Ihnen aufzuschließen? Verzeihen Sie es mir. Die Glücklichen sind hartherzig — seien Sie es nicht auch!

Wer ist glücklich! versetzte sie, leise seufzend.

Sie sind es!

Glauben Sie?

Henriette sprach dieses: glauben Sie? mit einem Tone, dessen elegische Trauer vielleicht etwas gesteigert war durch das Verlangen, mit dem Virtuosen auf gleicher Höhe der Empfindung zu erscheinen.

Ja, ich glaube es — und antworten Sie mir

nicht Nein darauf, meine Gnädigste! Eine solche Antwort enthielte für mich eine Härte, eine Schonungslosigkeit, größer als Sie ahnen können! O mein Gott, wenn ich mir sagen müßte, Sie wären nicht glücklich — und doch hätte die Verehrung, die Leidenschaft, die bis in den Tod treue Hingebung eines Herzens, das einen Schatz voll starker Empfindung in sich birgt, das nicht liebt, wenn es sich einmal zu Eigen gibt, nein, schwärmt, raset — es hätte sie glücklich machen können! — Es hätte sein eignes, unermeßliches, nicht zu sagendes Glück darin gefunden! — O mein Gott, welchen Dolch würden Sie mir in's Herz stoßen!

Henriette sah den Virtuosen mit einem Blicke an, in welchem sich die größte Ueberraschung malte, während ihr schönes Gesicht erröthete bis unter die Haarwurzeln. Ihre Lippen zuckten, ihre Augen leuchteten von einem stolzen Aufflammen — sie machte eine Bewegung, als wolle sie rasch sich erheben.

O gnädige Frau, was habe ich gethan, rief der Virtuose aus, indem er sich vor ihr auf das Knie warf und ihre Hand ergriff, um sie mit Küssen wahnsinniger Leidenschaft zu bedecken — ich habe

meinem Herzen nicht zu gebieten gewußt, meine unseligen Lippen haben ein Geständniß ausgesprochen, das nie, niemals hätte über sie kommen sollen — o mein Gott, ich habe Sie verletzt, beleidigt, und der einzige Wunsch meines Lebens ist doch nur, für Sie sterben zu können!

Stehen Sie auf, stehen Sie auf, Morosini, antwortete Henriette, zu Tode erschrocken, verlassen Sie mich, ich bitte Sie um Gotteswillen — lassen Sie mich allein!

Sie verlassen — jetzt — bevor ich das Wort der Verzeihung von Ihrem Munde vernommen habe? Doch, Sie haben Recht — es ist besser, wir trennen uns, Henriette!

Er stand auf, er warf noch einen unbeschreiblichen, von Leidenschaft glühenden Blick in ihr Auge, dessen Wimpern Thränen zu feuchten begannen; dann, mit einer Miene, in welcher sich die Anstrengung einer heroischen Willenskraft, die sich selbst bezwingt, spiegelte, riß er sich los und ging.

Als er fort war, brach Henriette in einen Strom von Thränen aus. Sie war wie umgewandelt. Sie kannte sich selbst nicht mehr. Eine bisher ungeahnte Gewalt hatte sich ihres ganzen Seins be-

mächtigt. Alle Fibern ihres Wesens strebten diesem Manne nach. Die Region, in welcher er athmete, in welcher seine Kunst heimisch war, in welcher sich die hohen Flüge seines großen und ach! so unglücklichen Geistes ergingen, die, fühlte sie, war ihre einzige Heimath, außer ihr war kein Glück für sie auf Erden, war die Welt Nacht, dunkle, lichtlose Nacht. Wie war ihr bisheriges Leben schaal und verächtlich gewesen, ein Gewebe von Alltagsinteressen und trivialen Dingen, ein Gewebe, durch welches sich ja nicht ein einziger Strahl flocht aus jener Lichtquelle ewiger Schönheit, zu der jetzt der Weg offen vor ihr zu liegen schien. Morosini stand in ihren Vorstellungen da wie der Moses, der diese Quelle sprudeln machte, wohin nur immer sein Tactirstab deutete.

Aber es handelte sich ja nicht allein um sie, um ihr Glück. Welcher Gedanke war es, das Glück dieses Mannes begründen, sein Rettungsengel werden zu können! Und sie konnte es. Sie fühlte es in sich. Sie hatte den Muth und die Ausdauer dazu. Es durfte kein flatterhafter, selbst in sich unsicherer Geist sein, der es unternahm. Er mußte einfach und klar in seinem Wollen sein, stets sich

selbst gleich, ohne Widersprüche und ohne Schwanken. Henriette glaubte, daß sie diese Eigenschaften besitze. Es lag etwas unendlich Verführerisches in der Aussicht, diese Eigenschaften, die in ihr ruhten, zu ihrem vollen Werthe ausmünzen und sich sagen zu können, daß man mit den Gaben der Natur auch gewuchert, daß man damit ein großes Ziel erreicht habe — nämlich das Glück eines geliebten Wesens!

Henriette brachte eine schlaflose Nacht zu. Aber nicht, weil sich ihr Inneres zerquält hätte, ohne die Ruhe finden zu können, welche ein großer Entschluß verleiht; nein, nur weil sie die Folgen des Entschlusses, den sie bereits fest gefaßt hatte, überdachte.

In der frühesten Frühe erhob sie sich und schrieb ein Paar Zeilen an Morosini, worin sie ihn bat möglichst bald zu ihr zu kommen.

Ihr Bedienter brachte das Billet uneröffnet zurück. Signor Morosini, meldete er, sei mit dem ersten Zuge der Eisenbahn nach der Nachbarstadt P. gefahren, um dort am heutigen Abende ein Concert zu geben. Er werde erst am andern Tage zurückkehren.

Desto besser, sagte sich Henriette. So kann alles Aufsehen vermieden werden.

IV.

Es war um die Mittagsstunde. Morosini hatte im Concertsaale des Clubhauses zu P. die Generalprobe für sein Concert abhalten lassen und war in heiterster Stimmung, begleitet von einer kleinen Schaar auserwählter Kunstenthusiasten, in seinen Gasthof zurückgekehrt. Er hatte Alles in P. ganz vortrefflich arrangirt gefunden, die Akustik des Saales sehr gut, die Dilettanten wohl einexercirt und nicht, wie das ja leider gewöhnlich der Fall, geschieden in „Gluckisten" und „Piccinisten," in Anhänger Beethovens und in Anhänger Rossini's, Bellini's und Donizetti's, die sich befehden wie weiland die Montecchi und Capuletti, und zwischen denen dann ein unglücklicher Fremder, der unter sie geräth, nicht aus noch ein weiß.

Morosini trat deshalb heiter lachend und scherzend am Arme des Musikdirectors von P. in seinen

Gasthof, als der Oberkellner ihm meldete, daß eine Dame, welche mit Extrapost gekommen und den Wagen zurückgeschickt habe, seiner harre. Sie habe sich ein Zimmer neben dem seinen geben lassen und dort erwarte sie ihn.

Eine Dame? Und woher? fragte der Virtuose verwundert.

Die Dame kommt aus D.

Eine Enthusiastin, welche unserem berühmten Maestro nachreist, rief der Musikdirector aus, ach, wer doch auch solch' ein Herzenbezwinger, solch' ein Rattenfänger von Hameln wäre!

Sie wird meinem Concert hier beiwohnen wollen, sagte Morosini etwas betroffen. Adieu, lieber Musikdirektor, sorgen Sie dafür, daß wir an der Table d'Hôte unsre Couverts neben einander bekommen — addio!

Und damit schritt Morosini die Treppen in den ersten Stock des Gasthofs hinauf und ließ sich von dem Oberkellner bei der fremden Dame anmelden.

Der Oberkellner kam zurück und warf die Thüre vor ihm auf. Die Fremde war Henriette.

Sie, meine Gnädigste?! o ich ahnte es, rief Morosini aus.

Sie ahnten es, daß ich zu Ihnen kommen würde, Morosini? sagte Henriette, die so bewegt war, daß ihre Lippen zuckten, während sie sprach, daß sie abwechselnd erbleichte und erröthete.

Mein Herz sagte es mir, antwortete der Virtuose, und drückte auf Henriettens zitternde Hand seine Lippen, in diesem Augenblicke nur von einem namenlosen Gefühl des Triumphs erfüllt. Er hatte viel, viel Erfahrungen. Er hatte Frauen aller Art gekannt. Er hatte Herzen jeglicher Kategorie besiegt. Aber noch nie hatte eine so vornehme Frau sich um seinetwillen so grenzenlos compromittirt. Es war ihm zu Muthe, wie einer aufblühendeu Schönheit, um welche sich zum ersten Male zwei jugendliche Helden die Hälse zu brechen versucht haben.

Morosini, sagte Henriette, indem sie ihn zu dem schwarzen Sergesopha führte, welches das Luxusmöbel des Zimmers bildete, — ich weiß nicht, ob mich die Menschen jemals freisprechen werden, aber mein Inneres sagt mir, daß ich dem Drange meines Herzens folgen darf, indem ich Ihnen gefolgt bin.

Welchen höheren Gesetzgeber könnte ein reines, edles, himmlisches Herz haben, als sich selbst! fiel Morosini, ihre Hand in der seinen haltend, ein.

Ich fühle, daß es eine höhere Aufgabe für mich gibt, als an der Seite eines Gatten zu vegetiren, der meiner nicht bedarf, der das redlichste Gemüth, den fleckenlosesten Charakter besitzt, aber mich zu seinem Glücke nicht nöthig hat, und dem ich eigentlich nichts bin, als ein Luxus, als eine Ausschmückung seiner Existenz, die auch ohne diese Zuthat eine völlig befriedigte, ja sogar beneidenswerthe ist. Nein, ich glaube, es gibt eine größere, edlere, poetischere Bestimmung für mich zu erfüllen. Ich will Ihnen folgen, Morosini. An Ihrer Seite werde ich das wahre Glück finden, das Bewußtsein, ein fremdes Herz auszufüllen, es zu erheben, ihm nothwendig zu sein. Gott wird mir die Kraft geben, Ihnen zu werden, was Sie ersehnen, die gleichgestimmte Seele, das Echo Ihrer leidenschaftlichen Empfindung. Ich werde Sie umgeben mit jener aufopfernden Sorge, welche Sie bei mir den Hafen, die Heimath finden läßt, wenn Sie erschöpft und müde sind von den wildflatternden Geistesflügen, von den aufreibenden Anstrengungen Ihres Genius. Darum bin ich Ihnen hierhin gefolgt. Bringen Sie mich jetzt ohne Zeitverlust zu einer Ihnen befreundeten Familie, die mich aufnimmt; irgend ein Asyl der Art werden

Sie mir ja zu nennen wissen. Von dort aus werde ich die nöthigen Schritte thun, um mich von meinem Manne scheiden zu lassen. Wir lassen uns dann trauen, ganz im Stillen, in einer einsamen Dorfkirche. Wir suchen uns eine mittelgroße, nicht zu laute und lärmerfüllte Stadt in schöner Gegend zum Wohnort aus. Eine feste Heimath müssen wir haben, ohne sie könnte ich nicht leben. Von dort aus machen Sie Ihre Kunstreisen. Ich begleite Sie auf einer jeden; nie, nie mehr wollen wir uns trennen; immer will ich in Ihrer Nähe sein, um jede Falte Ihrer Stirn zu glätten, auf jeden Schmerz Ihrer Brust meine weiche, warme, mildernde Hand zu legen!

Henriette hatte in fieberhafter Hast alle diese Worte hervorgesprudelt — mit einem Blick von unbeschreiblicher Innigkeit, der seine Augen suchte, strebte sich ihre Seele jetzt in die seine zu versenken.

Aber dieser Blick begegnete einem ganz eigenthümlichen Mienenspiel seines Antlitzes.

Morosini war zu Tode erschrocken.

Was sollte er mit einer Frau beginnen, er, der nicht daran dachte, sein an Lorbeern und Gold er=

giebiges Vagabundenleben aufzugeben? Mit einer Frau, die sich an seine Schritte heften wollte; die, gewöhnt an den Luxus und weitläufigen Apparat eines vornehmen Lebens, tausend Bedürfnisse hatte; die ihm für sein heitres Junggesellenleben eine Existenz voll schwärmerischer Sentimentalität aufdringen wollte? Das war es nicht, was er beabsichtigt hatte; er hatte die Coquetterie mit seinen Künstlerklagen und seinem Schmerz zu weit getrieben! Er hatte sich in seinem eigenen Netze gefangen!

Er ließ die Hand Henriettens fahren; er sprang auf und durchmaß mit langen Schritten den kleinen Raum des Zimmers.

Nun? welche Antwort haben Sie, Morosini? fragte Henriette, nachdem sie eine Weile auf seine Erwiederung geharrt hatte, endlich in athemloser Beklemmung.

O mein Gott, versetzte er düster und tonlos, könnte ich sie verschweigen, meine Antwort — das unselige Wort, welches nicht über meine Lippen will, und das ich doch aussprechen muß! Arme, arme Henriette — armer Morosini! Das Glück, das unermeßliche Glück so dicht vor sich zu sehen und es dennoch nicht erreichen zu können — dennoch

nicht die Hand danach ausstrecken zu dürfen! Welche Tantalusqualen lassen Sie mich erdulden! Welch' entsetzliches Schicksal ist doch das meine!

Morosini —

Henriette — ach, vernehmen Sie es, fuhr der Virtuose fort und warf sich stürmisch vor ihr auf die Knie nieder — was alle diese schönen Zukunftsträume zerstört, was sich als entsetzliche, unüberschreitbare Kluft zwischen uns stellt.

Ein brennender Schmerz durchzuckte Henriettens Herz. Er ist gebunden, er hat ein Weib — dachte sie!

Mein Gott, sagte sie, — reden Sie nicht weiter — ich ahne, was Sie sagen wollen.

Sie ahnen es, nicht wahr, daß ich neulich nicht umsonst Ihnen klagte, ich sei gleich dem wandernden Juden — bin ich doch verdammt zu wandern, wie er, bin ich doch — von demselben Volke, wie er!

Ein Jude?! rief Henriette aus.

Ein Jude — ich heiße nicht Moritz Morosini, ich heiße Moses Moros, oder Morosch, wie man es in meinem Vaterlande Ungarn spricht. Die Welt hält mich für einen Sohn des sang- und melodien-

reichen Italiens — aber Sie, darf ich Sie täuschen, himmlisches Wesen?

Henriette sprang auf.

Dies ist entsetzlich, — sagte sie halblaut und wie für sich selbst.

Ja es ist entsetzlich — es ist genug, um mich zum Selbstmord zu treiben. Denn es trennt uns für immer!

Ja, es trennt uns! antwortete Henriette todtenbleich. Die Leidenschaft, welche sie für den Virtuosen gefaßt hatte, war zu plötzlich entstanden, zu sehr ein Geschöpf der Phantasie, sie war zu sehr einer poetischen Schwärmerei entsprungen, als daß sie vor dieser Offenbarung nicht kleinmüthig zusammengesunken wäre.

Er hieß Moses Morosch!

Es trennt uns in der That, sagte sie, wie ein Spruch des Schicksals!

Es ist eine herzzerreißende Grausamkeit des Schicksals, gnädige Frau.

Ich werde ewig Ihre Freundin bleiben, aber . .

Meine Sonne erlischt wieder in Nacht, rief Morosini pathetisch aus.

Nach einer Viertelstunde trennten sie sich; Hen-

riette schluchzend, Morosini mit einer Fassung, die das Ergebniß heldenmüthiger Selbstbeherrschung schien.

Am folgenden Morgen rollte vor dem Hause des Obersten von Ehrenfeuchter eine Postchaise vor. Der Obrist eilte die Treppen hinunter an die Hausthüre, auf deren Schwelle bereits ihm Henriette begegnete.

Um Gottes Willen, Henriette, rief der Obrist aus, wo warst Du? Ich habe Todesangst um Dich gehabt, als Du zu Nacht nicht zurückkehrtest! Welche Streiche macht mir meine kleine Husarin, sie desertirt vom Regiment!

Vergib, vergib, mein lieber, guter Mann, entgegnete sie kleinlaut, es war eine unwiderstehliche Lust, die mich reizte, das Concert in P. anzuhören, welches Morosini gestern dort gab.

Die Pest über diesen Musikanten, der Euch Weiber ganz toll macht!

Du warst, als ich gestern Morgen den Einfall bekam, fort, bei Deinen Leuten auf der Exercierhaide — ich konnte Dich nicht um Erlaubniß fragen — offen gestanden, ich fürchtete mich ein wenig, daß

Du mich zurückhalten würdest — und so wagte ich es darauf und fuhr nach P.

Der Obrist schüttelte den Kopf.

Welche Idee — Du bist und bleibst doch die Husarin! Auf und davon ohne Urlaub! Und welch' eine Menge Kisten und Kasten Ihr Weiber mit Euch schleppen müßt, wenn Ihr nur die kleinste Reise macht! Zwei Koffer und drei Cartons, um ein Concert in P. anzuhören! Es ist ja vollständig komisch, sagte der Obrist, auf Henriettens Gepäck deutend, das eben von dem Bedienten aus dem Wagen in's Haus geschafft wurde.

Nun komm' hinauf und ruhe Dich aus, fuhr er dann gutmüthig fort. Und höre, mach' mir nicht wieder ähnliche Streiche — unsichrer Cantonist, der Du bist, oder es wird Kriegsgericht über Dich gehalten, so wahr ich lebe!

Der Obrist erfuhr nie etwas von der wahren Absicht, welche seine Frau nach P. geführt hatte. Ihr Ausflug hatte die einzige schlimme Folge, daß man in der ganzen Stadt drei Tage lang über ihren Musikenthusiasmus spottete. Aber sie war ja „die Husarin", und gehörte zu den Charakteren, welche das Privilegium haben, auch etwas Unge-

wöhnliches thun zu dürfen, ohne daß es ihrem Rufe schadet. Mit ihrem Obristen und Regimentscommandeur lebte also Henriette nach wie vor in ungestörter Harmonie. Morosini kehrte nach O. nicht mehr zurück, was Henrietten über alle Beschreibung angenehm war. Ihre Stimmung, ihr Wesen aber war von diesem Tage an für lange Zeit verändert. Fühlte sie sich innerlich gedemüthigt? Machte sie sich selbst Vorwürfe? Wir wissen es nicht — wir wissen nur, daß sie sich in ihre Häuslichkeit zurückzog, und mehr und mehr den Sinn für die Freuden der lauten Geselligkeit und der musikalischen Genüsse verlor, welche sie früher so eifrig aufgesucht hatte.

V.

Sechs Jahre waren vergangen.

Hinter der belebten Piazza Navona in Rom liegt eine kleine schmale Gasse, in welche sich selten der Fuß eines jener Reisenden verirrt, die auf der breiten Heerstraße den officiellen Merkwürdigkeiten nachgehen. Desto fleißiger wird ihr Pflaster von den Füßen Derer betreten, welche, unabhängig von der Menge, die Gegenstände ihrer Verehrung und Bewunderung selber aufzusuchen lieben und das Schöne auch da zu finden wissen, wo es sich bescheiden verbirgt.

In dieser Gasse nämlich wohnt Abbate Santini.

Wer ist Abbate Santini? Eine historische Berühmtheit? Nein. Ein Künstler von europäischem Rufe? Nein. Der Besitzer einer ausgezeichneten Bildergallerie? Nein. Niemand kennt ihn. Abbate Santini ist ein ganz gewöhnlicher italienischer Abbate,

vielleicht ein Vicar, ein Meßpriester, ein Kanonich an irgend einer der vielen Kirchen Roms, deren so viele sind wie Tage im Jahr. Ein Prälat wenigstens ist er nicht: er trägt kein Kreuz auf der Brust und keinen Hut mit breitem Rande und carmoisinrothem Band umher. Er wohnt in einigen großen und einigen kleinen Kammern, deren Einrichtung wie in so vielen Häusern Italiens etwas von einer honetten Dürftigkeit an sich trägt. Doch in diesen bescheidenen Räumlichkeiten hängen an allen Wänden unter Glas und Rahmen wie Votivtafeln höchst kunstreich beschriebene Blätter, wahre Musterarbeiten einer kindlich erfinderischen Kalligraphie; darauf stehen Tag und Monat und Jahr verzeichnet, an und in welchem die größten und geweihtesten Träger der Tonkunst aus allen Landen, oder die sonorklingendsten Namen der europäischen Gesellschaft, oder die Fürsten ferner Länder über diese Schwelle getreten sind, um den kleinen Abbate im abgeschabten schwarzen Röcklein die Hand zu drücken. Begibt man sich aber an einem Donnerstag Nachmittag zum Abbate Santini, so findet man in seinen Stuben eine Gesellschaft versammelt, die in Genüssen schwelgt, welche kein andrer Fleck auf Erden wieder

bietet. Man macht Musik; aber welche Musik! Man führt die Tonwerke aller großen Meister auf; Schöpfungen von Maestro's wie Marcello, wie Palestrina, wie Orlando di Lasso; Werke, welche die Welt zum großen Theil als untergegangen betrachtet. Der unermüdliche und rastlose Sammlerfleiß des Abbate hat sie in irgend einem staubigen Winkel, auf dem Speicher eines alten Convents, unter dem Schriftenwust und dem Bric — a — Brac eines Altkäuflers, unter dem Nachlaß eines alten Musiklehrers in einem Landstädtchen, aufzutreiben gewußt. Abbate Santini besitzt Alles, was es von berühmter alter Musik gibt, und an seinem „Jovidis“ läßt er diese längst verschollenen Werke großer Genien der Kunst durch seine Freunde, durch Dilettanten, auf's Neue in's Leben rufen. Die großen Messen des Marcello, die einst mit ihren erhabenen Klängen die Wölbungen der Dome von Pisa, Mailand und Bologna, die Basiliken von San Pietro und Santa Maria Maggiore füllten, ertönen nach hundertjährigem Schlummer wieder in diesen engen Stuben, in der abgelegenen Gasse hinter der Piazza Navona.

Es war an einem dieser Donnerstage, als ein

Legationssecretair der P.schen Gesandtschaft dem Abbate Santini eine schöne, schwarzgekleidete Dame, die den Dreißigen nahe stand, vorstellte.

Der Abbate Santini nahm sie mit der offenen Herzlichkeit auf, welche ihm eigen ist. Daß der ihm bekannte Herr von der P.schen Gesandtschaft seine Landsmännin als eine große Musikkennerin, welche an seinen Donnerstagen Theil zu nehmen wünsche, vorstellte, war bei ihm Empfehlung genug. Den Namen überhörte er. Was sollte ihm der Name! Ihm kamen so viel hundert Namen vor, — was konnte er mit ihnen anfangen, er konnte sie weder behalten, diese barbarischen Namen, noch sie aussprechen.

Für uns hat dieser Name vielleicht mehr Anziehendes. Er lautete:

Frau Baronin Henriette von Ehrenfeuchter.

Henriette war seit einem Jahre Witwe. Sie trug noch die Trauer um ihren wackern Regimentscommandeur. Er war auf eine tragische Weise um's Leben gekommen. Ein reicher alter Junggeselle zu D. gab seinen Freunden schon seit langer Zeit alljährlich ein großes Fastendiner. Schon seit Jahren war gewöhnlich einer der Gäste in Folge der Lei=

stungen, welche dieses Diner den Fassungskräften der Eingeladenen zumuthete, zu Grunde gegangen. Im letzten Jahre hatte den armen Obristen das Loos getroffen. Eine Indigestion hatte ihn zum beklagenswerthen Opfer des letzten Fastendiners beim Baron Lehnert gemacht!

Henriette war also Witwe und zwar eine reiche Witwe, denn der Obrist hatte sie zu seiner Universalerbin eingesetzt.

Sie hatte mit einer befreundeten Familie die Reise nach Italien gemacht. Im Herzen trug sie eine milde Trauer um die redliche „alte Kriegsgurgel“ und eine durchaus in den Grenzen des Anstands sich haltende Freude über ihre Freiheit und Unabhängigkeit.

Der Abbate führte Henriette zu einem Sopha und dann kehrte er zu seinem Flügel zurück, um den sich eine Gruppe von Dilettanten schaarte, die eben beginnen wollte, ein Musikstück von Palestrina auszuführen.

Henriette musterte die Physiognomien der Anwesenden, bevor sie ihre Aufmerksamkeit der Musik zuwendete. Sie erblickte Gesichter, welche den verschiedensten Typus hatten; sie sah dunkle, gelbe

Gesichter, die Sicilianern oder Portugiesen angehören konnten, neben den blonden Köpfen dänischer oder schwedischer Kunstjünger, den hübschen Zügen deutscher Frauen, den rosig frischen Gesichtern englischer Mißes. Plötzlich fühlte sie sich wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt. Ihr Auge haftete auf einer Männergestalt, welche ihr gegenüber in der andern Ecke des geräumigen Zimmers auf einem Tabouret von leichtem Rohrgeflecht saß. Diese Gestalt hing matt und kraftlos zusammen und hatte die Stirn auf die flache Hand gestützt.

Aengstlich gespannt wartete Henriette darauf, daß der Fremde den Kopf erheben, und ihr seine Züge zeigen würde. Nach etwa fünf Minuten geschah dies. Seine Augen begegneten den ihren. Anfangs blieben sie ausdruckslos und starr; dann belebten sie sich etwas und ein nichtssagendes, beinahe fades Lächeln glitt über die Züge des Fremden.

Sie hatte recht gesehen. Es war Moritz Morosini — es war Moses Morosch.

Aber wie hatten ihn die wenigen Jahre entstellt! Sein Antlitz war gealtert, der Blick seiner Augen war erloschen, seine Gestalt war gemagert und gebeugt.

Henriette fühlte sich in eigenthümlicher Weise erschüttert bei diesem Anblick. Als ob sie sein Lächeln wie eine vollgültige Begrüßung auslege, grüßte sie mit freundlichem Kopfneigen ihn wieder.

Als das Musikstück zu Ende war, erhob er sich und trat zu ihr.

Sie sind es, Morosini! sagte sie mit herzlichem Tone der Stimme, und deutete ihm an, neben ihr Platz zu nehmen.

Welche Begegnung, antwortete er, indem er sich niederließ – welche Freude für mich, Sie wiederzusehen!

Wie ist es Ihnen ergangen? Wenn ich nach Ihrem Aeußern schließen darf, so waren Sie krank?

Ach, hätten Sie Recht – könnte ich sagen, ich war krank!

Sie sind noch leidend? fragte sie.

Ich bin nichts als Leiden. Die Ausübung meiner Kunst hat meine Nerven so fatal aufgerieben und ruinirt, daß mir nach einem heftigen Nervenfieber, welches ich in Mailand überstanden habe, die Aerzte diese Ausübung der Kunst gänzlich untersagt haben. Ich soll hier im Süden in der milden Luft vegetiren, ohne zu spielen und ohne zu denken!

Das ist ja entsetzlich, fiel Henriette mitleidig ein, das heißt ja einem Vogel das Fliegen in der Luft untersagen!

Es heißt noch mehr, es heißt ihm das Futter fortnehmen, antwortete Morosini mit bittrem Lächeln. Ich habe leichtsinnig in den Jahren des Glückes und der Kraft, was ich gewann, vergeudet. Ich habe vor mir die bitterste Armuth!

O mein Gott — so finde ich Sie wieder! sagte Henriette halblaut und tief erschüttert.

So finden Sie mich wieder, gnädige Frau, elend und gebrochen. Gesetzt auch, ich erholte mich von meinen körperlichen Leiden, so weiß ich doch nicht, ob ich jemals wieder werden könnte, der ich gewesen. Das alte Feuer ist erloschen, die Begeisterung ist dahin, die Töne gehorchen mir nicht mehr. Mit einem Wort, ich bin ein beklagenswerther armer Teufel!

Henriette antwortete nicht. Sie war zu tief ergriffen; ein solcher Umschwung der Dinge, den wenige Jahre bei einem Menschen hervorgebracht hatten, war überwältigend. Seine Klagen drangen ihr um so tiefer in's Herz, weil er sie vorbrachte in der einfachsten offensten Weise und so ganz ent=

kleidet von den schwärmerischen Redensarten und poetischen Phrasen, in welche sich einst sein coquettes Virtuosenthum gehüllt hatte.

Ich wohne Via della Croce, Numero 33, sagte sie nach einer langen Pause — wollen Sie mich dort aufsuchen?

O gewiß, wenn Sie es erlauben, Sie machen mich glücklich dadurch, versetzte Morosini — ich werde glauben, der Kreuzweg meiner Leiden werde in der Via della Croce — enden! —

Am andern Morgen, es war kaum zehn Uhr und in jeder andern Stadt als in Rom, wo man sich früh zu erheben pflegt, noch keine Besuchstunde — kam Chichina, die Aufwärterin der Obristin Ehrenfeuchter, und meldete den Besuch Morosini's an.

Als er eintrat, kam Henriette ihm mit entgegengestreckter Rechte entgegen. Ihre Augen, ihr Teint trugen die Spuren einer schlummerlos durchwachten Nacht.

Mein Freund, sagte sie bewegt — ich danke Ihnen, daß Sie so rasch meinen Wunsch erfüllen! Setzen Sie sich zu mir. Wie bedeutungsvoll ist es, daß wir hier uns wiederfinden mußten!

Sie danken mir, daß ich komme? antwortete

traurig lächelnd Morosini. Dankt der reiche Mann dem Bettler, daß er zu ihm kommt?

Welcher Vergleich ist das, fiel Henriette ein. So lange wir unsere Bildung, unser Herz, unsere Gedankenwelt, unser Selbstbewußtsein haben, sind wir keine Bettler, sondern reich, vornehm, und Jedem ebenbürtig. Seien Sie stark und stolz, mein Freund! Nur keine Redensarten aus „Lorbeerbaum und Bettelstab!“

Morosini küßte ihre Hand.

Stark und stolz zu bleiben ist leicht, wenn eine solche Stimme uns begleitet, die es uns zuruft, sagte er, für den Einsamen, ganz Verlassenen ist es schwer!

Als er sich gesetzt hatte, forderte sie ihn auf, ihr ausführlich seine Schicksale zu erzählen.

Er that es, in einfach natürlicher Weise; er suchte nichts zu vergrößern, durch keine Einkleidung Henriettens Gefühl zu erschüttern und ihre Phantasie aufzuregen, oder gar sich als den Mittelpunkt von ganz ungewöhnlichen Schicksalsverwickelungen interessant zu machen. Man fühlte aus Allem heraus: was er erzählte, war die einfache Wahrheit.

Die Coquetterie, die Eitelkeit, der Uebermuth, sind

der Luxus des Wohlbefindens, wie unnützer Schmuck und überflüssiger Hausrath der Luxus des Reichthums. Wer arm und leidend ist, dem schwinden beide Arten von Luxus.

Morosini, sagte Henriette, als er zu Ende war, tief bewegt und erschüttert, Sie haben ein unaussprechlich edles Herz! —

Der blasse Virtuose sah sie mit einem Blicke an, in welchem sich einiges Erstaunen verrieth. Hätte sie beim Schlusse seiner Erzählung ausgerufen:

Morosini, Sie sind unendlich bemitleidenswerth! so würde er dies ganz natürlich gefunden haben; daß die Moral seiner Geschichte jedoch ein Beweis für sein edles Herz sei, das schien ihm eine Schlußfolgerung, die ihm dunkel war.

Desto folgerechter mußte sich dies jedoch im Gemüth Henriettens als Moral der letzten Lebensepoche Morosini's darstellen. Als ich ihn damals verschmähte, weil er ein Jude ist, dachte Henriette, habe ich seinem Herzen eine so tiefe Wunde zugefügt, daß die Schwingen seines Genius, darüber gebrochen, sein Lebensmuth, seine Energie, seine geistige Elasticität untergegangen sind. Ich habe eine große Schuld an ihm begangen. Aber er redet keine

Sylbe von jener fatalen Stunde, er vermeidet die leiseste Anspielung, daß von jenem Tage an sein Unglück begonnen; er hütet sich, ein Wort auszusprechen, in welchem etwas enthalten wäre, das für mich wie ein Vorwurf klingen könnte.

Darum rief sie aus: Morosini, Sie haben ein unaussprechlich edles Herz!

Die Frage, welche in dem Blick enthalten war, welchen er nach diesem Ausrufe auf sie heftete, beantwortete sie nicht.

Sie legte die Hand auf seinen Arm und fuhr fort:

Obwohl Sie mit keinem Hauche Ihres Mundes mich anklagen, so weiß ich doch, daß ich eine große Schuld gegen Sie auf mich geladen habe. Unterbrechen Sie mich nicht, ich weiß es, mein Freund, und ich bereue es. Ich habe es schon früher bereut, und jetzt, wo ich Sie so wiederfinde, bereue ich es doppelt. Eine Frau, welche einem Manne einen Antrag macht, wie ich Ihnen, muß diesen Mann heirathen, wenn sie nicht ein Gefühl der Entehrung vor sich selber durch ihr ganzes späteres Leben tragen will. In diesem folgerechten Handeln habe ich mich beirren lassen. Wodurch? Durch ein Vor=

urtheil! Denn was anderes hat uns getrennt, als ein aristokratisches Vorurtheil, ein anerzogenes Gefühl, das keinen vernünftigen Grund hat, ein Nichts! Jude oder Christ, was kann uns das sein? Wenn die Herzen brüderlich schlagen, kann dann der Stamm, die nationale Abkunft uns trennen? Und ganz offen gesprochen, Morosini, Sie haben auch nichts Jüdisches in Ihrem Wesen, Ihren Zügen, was ich zu überwinden hätte — zürnen Sie mir, daß ich es sage?

Der Virtuose lächelte nur, ohne zu antworten.

Genug, fuhr Henriette sehr bewegt fort, ich biete Ihnen jetzt noch einmal meine Hand an, Morosini. Ich bin Witwe, ich bin unabhängig, ich bin reich, denn mein verstorbener Mann hat mich zu seiner Erbin gemacht. Ich will die Sorge von Ihrem Lebenswege fern halten; ich will sehen, ob ich nicht vermag, durch Glück Ihre Leiden zu enden, Ihren entmuthigten Genius wieder zu beleben. Lassen Sie sich taufen, werden Sie Christ, und nichts steht unsrer Verbindung entgegen!

Es wäre schwer, das Erstaunen und den Ausdruck von innerem Jubel zu beschreiben, der sich bei diesen Worten Henriettens auf dem Gesichte des

Virtuosen malte. Er warf sich vor ihr auf die Knie nieder und wie ein Kind schluchzend, ihre Hand mit Küssen bedeckend, rief er aus:

O mein Gott — Henriette, was wollen Sie thun!

Wollen Sie meine Bedingung erfüllen? fragte sie, indem sie zärtlich ihre Hand auf seine schönen braunen Locken legte.

Christ zu werden?

Wollen Sie sich taufen lassen?

Nein — Henriette, denn —

Sie wollen nicht?

Ich will es nicht, weil es dessen nicht bedarf, um uns zu vereinigen.

Wie — Sie sind schon übergetreten?

Ich bin getauft.

Seit wir uns trennten, sind Sie Christ geworden? Das ist desto besser!

Nein, nicht seit wir uns trennten. Ich bin nie etwas anderes als ein guter katholischer Christ gewesen.

So waren also nur Ihre Eltern Juden?

Auch das nicht, Henriette. — Ich habe so wenig jüdisches Blut in meinen Adern wie Sie!

Aber mein Gott, weshalb —

Weshalb ich damals Ihnen sagte, ich sei ein Jude? Henriette, vergeben Sie mir diese Lüge! Es soll von nun an nichts zwischen uns sein, als die einfachste Wahrheit. Ich sagte es, weil Ihr Antrag mich erschreckte. Ein Künstler wie ich, der sich vorgenommen hatte, auf seine Kunst hin die Welt zu durchstreifen — was sollte er beginnen, wenn eine vornehme Dame mit all ihren Luxusbedürfnissen sich an seine Schritte heftete? Ich wußte in jenem unglücklichen Augenblick keinen andern Ausweg, als eine Unwahrheit, welche mir eine, ach so verhängnißvolle, Geistesgegenwart eingab.

Henriette blickte ihn mit großen, starren Augen an.

Stehen Sie auf, stehen Sie auf, sagte sie dann kalt, und während der Virtuose sich aus seiner knieenden Stellung erhob, erhob auch sie sich und ging im Zimmer langsam auf und ab.

Nein, ich bin weder ein Jude noch ein Ungar, fuhr der Virtuose fort, ich bin in der That ein Italiener, und in meinen Adern fließt das edelste Blut, welches Sie verlangen können, Madonna. Ich bin ein Enkel der großen Morosini, welche ihren

Namen der Geschichte eingeschrieben haben. Wir sind längst verarmt; von den stolzen Palästen am Canal grande und der Giudecca Venedigs, die einst unsrem Hause gehörten, gehörte schon meinen Großeltern kein Stein mehr, aber darum nicht minder haben meine Ahnen in der phrygischen Dogenmütze auf dem Bucentauro sich dem Meere vermählt und die Flotten der Republik siegreich gegen ihre Feinde geführt!

Es wäre mir lieber, Sie wären ein Jude, mein Herr Graf Morosini! antwortete Henriette tonlos.

Und nach einer Weile sagte sie:

Thun Sie mir einen Gefallen, verlassen Sie mich jetzt. Ich habe das Bedürfniß, mit mir allein zu sein!

Wie Sie befehlen, theure Henriette. Und wann darf ich zu Ihnen zurückkehren?

Wann ich Ihnen eine Botschaft sende.

Ich gehe, süße Gebieterin über mein Leben!

Sie reichte ihm die Hand, weil er die seine ihr hinstreckte, aber sie vermied ihn anzublicken, während er sich entfernte. — — —

Und nun geben wir es unsern Lesern als ein

Räthsel auf, welches Ende die Geschichte Henriettens und des armen leidenden Dogen-Enkels genommen? Aber nein, kann es denn ein Räthsel sein? Für Diejenigen, welche eine Ahnung davon haben, was ein Frauenherz ist, gewiß nicht! Was Henriette in jener Stunde in P. dem Virtuosen entgegengetragen, das war zu viel, es war ein zu großer Schatz; es war eine Welt von aufrichtigem Gefühl und redlichem Gemüth. Ihr Entschluß hatte ihr einen zu heroischen Schwung des Willens gekostet; sie hatte zu heldenmüthig einer unabsehbaren Reihe von Demüthigungen, von falschen Deutungen und boshaften Urtheilen zu trotzen sich entschlossen. Ja, es war in der That zu viel gewesen, als daß ein weibliches Herz, welches das Bewußtsein von allem dem, die Erinnerung daran stets mit gleicher Lebendigkeit in sich tragen wird, vergeben könnte, daß Alles verschmäht, daß es umsonst erlitten und durchgekämpft, daß es an einen Unwürdigen vergeudet worden, der Liebe heuchelte und Liebe weckte, und doch nur einen Triumph seiner Eitelkeit wollte.

Auch Henriette vergab es nicht.

Alle die hochherzigen Entschlüsse, die Pläne für die Zukunft, die schmeichelnden Hoffnungen auf die

glückliche Lösung einer so schönen Lebensaufgabe, wie das Schicksal ihr jetzt gestellt zu haben schien, Alles das, was die letzte Nacht hindurch sie schlaflos wach gehalten — es war verweht und verflogen; es war untergegangen in dem Gefühl der erlittenen bittern Kränkung.

Den Juden Moses Morosch hätte die Baronin von Ehrenfeuchter geheirathet.

Dem Grafen Moritz Morosini schrieb sie, eine Stunde nachdem er gegangen, daß von einer Verbindung zwischen ihnen keine Rede mehr sein könne.

Aber sie schrieb ihm auch, daß sie mit Theilnahme seine weiteren Schicksale verfolgen werde, und daß sie voraussetze, er werde ihr erlauben, für seine Bedürfnisse zu sorgen, so lange er leidend sei. Sie hätte gerne hinzusetzt, so lange er seine Kunst nicht üben könne, oder zu einer andern übergehe, für welche er mit so seltenem Talent begabt sei — nämlich zur Schauspielerkunst! Aber sie unterdrückte diesen Zusatz, als eine ihrer unwürdige Rache.

Morosini rechtfertigte Henriettens Voraussetzung vollständig. Er erlaubte ihr für seine Bedürfnisse zu sorgen; um es bestimmter auszudrücken, er war ganz damit einverstanden, daß sie mit dem Bank=

hause Torlonia ein Arrangement traf, wonach Morosini vierteljährlich bei demselben eine kleine Pension ausbezahlt erhielt.

Henriette verließ Rom sehr bald nachher. Als sie in ihre Heimathstadt O. zurückgekommen war, fand man die junge Witwe weit ernster und schwermüthiger gestimmt, als wie sie gegangen; und man sprach viel von dem tiefen und melancholischen Eindruck, welchen das ewige Rom mit seinen erhabenen Denkmälern und Ruinen, diesen redenden Zeugen irdischer Vergänglichkeit, auf lebhafte und phantasiebegabte Gemüther machen müsse.

Im Ganzen aber fand man Henriette höchst liebenswürdig und weit anmuthiger, milder und weiblicher als früher; insbesondere fand dies ein hübscher, noch sehr jung zu den zwei Sternen auf dem Epaulet gekommener Rittmeister des Husaren-Regiments. Er machte deshalb Henrietten mit ritterlicher Beharrlichkeit den Hof, und es gelang ihm, aus ihrem elastischen Gemüthe die Spuren zu verwischen, welche das „melancholische ewige Rom“ darin zurückgelassen hatte.

Nach Jahresfrist war denn endlich die Frau Obristin zu einer Rittmeisterin degradirt: degradirt

nur dem Titel nach, denn sie genoß nach wie vor alle militairischen Ehren, welche ein liebenswürdiges Officiercorps einer liebenswürdigen Dame, die ganz besondere Beziehungen zum Regimente hat, nur angedeihen lassen kann. Und innerlich fühlte sie sich nur „befördert“, nämlich zum Range eines liebenden Weibes, dem ehrenvollsten von allen für eine Frau; und mit der Zeit auch wieder zu einer wirklichen commandirenden Obristin — nämlich über ein ganzes Corps kleiner, dem Cadettenhause entgegenreifender Vaterlandsvertheidiger!

Das Jagdrennen.

Eine Skizze.

I.

Aber das ist ja eine ganz verwetterte Gegend, in die man sich ohne Compaß und Längenberechnungsapparat gar nicht wagen sollte! Eure Generalstabskarten helfen so viel wie nichts, in dieser schaurigen Wirrniß von Hecken und Büschen!

Dieser unwillige Ausruf kam von den Lippen eines stattlichen jungen Reiterofficiers, dessen schmal galonnirter Kragen nebst dem silbernen Stern auf der Achselschnur andeutete, daß er auf der Leiter der Ehren glücklich die Staffel der Premier-Lieutenantschaft erklettert hatte.

Er war zu Pferde und neben ihm ritt ein Kamerad von gleichem Alter; aber die karmoisinrothen Aufschläge seiner Uniform zeigten, daß dieser einem andern Corps, daß er dem Generalstabe angehörte.

Der Letztere faltete eine kleine auf Leinwand gezogene Karte zusammen, und indem er sie in die

Brusttasche seines aufgeknöpften Waffenrockes schob, antwortete er:

Es ist in der That seltsam, daß man nirgends einen Menschen erblickt. Und doch ist das Land überall wohlbeackert und bestellt. Man wird dabei an den alten Ovid erinnert:

Mollia securae peragebant otia gentes
Ipsa quoque immunis — — — —
— — — — per se dabat omnia tellus.

Um Gottes Willen, Victor, sei so gut und entwickele Deine Gelehrsamkeit nicht, sondern schone Deine Geisteskräfte für die Aufgabe des Augenblicks, welche darin besteht, den richtigen Weg zu finden!

Das habe ich aufgegeben, lieber Burkhard.

Aufgegeben? Warum nicht gar!

Weil ich nicht überzeugt bin, daß es in unserm Interesse liegt, ihn zu finden.

Willst Du die Nacht im Freien campiren? Ich meine, angenehme Bivouaks werden uns im Laufe dieses Herbstes noch in hinreichender Zahl blühen.

Ich weiß ein gutes Nachtlager eben so wohl zu schätzen wie Du, lieber Freund, versetzte der Officier vom Generalstabe. Ich bin eigentlich von Natur der abgesagteste Feind von Ungemach, Strapazen,

schlechtem Wetter, schmutzigen Wegen und ärmlichen Nachtquartieren. Der schöne alte Spruch: à la guerre comme à la guerre hat mich nie über ein Strohlager und eine Abendmahlzeit, die lediglich aus einem Paar gesottener Eier bestand, trösten können — kurz, ich hasse jede Unbequemlichkeit!

Ein schönes Bekenntniß von einem Soldaten! Wie kann man so verwöhnt sein! fiel lachend Graf Burkhard Etzelstein, der Officier in der Husaren-Uniform, ein.

O ich bin nicht verwöhnt. Gott weiß es! rief der Andere aus, und dabei spielte etwas wie ein Lächeln geschmeichelter Eitelkeit um seine schönen Lippen mit dem kleinen kastanienbraunen Schnurrbart. Ich hasse nur das Ungemach, weil es unschön ist.

Ah, aus ästhetischen Gründen! lachte Graf Etzelstein.

Nun ja, weil es alle Anmuth der Lebensformen tödtet; weil es unsere geistige Ruhe stört; weil es den Gang unserer Gedanken zerschneidet, unsere Stimmungen unstät und wechselnd macht, weil es der Staub und irdische Schmutz ist, der sich auf das Bild legt.

Auf welches Bild?

Auf das, welches wir darstellen sollen durch eine harmonische, gleichmäßige, in allen ihren Aeußerungen und ihrer ganzen Erscheinung edel gehaltenen Existenz.

Graf Etzelstein lachte laut auf.

Du bist köstlich, lieber Bewerungen — nie in meinem Leben habe ich eine so philosophische Schutzrede für träge und weichliche Lebensgewohnheiten gehört!

Ach, Du verstehst mich gar nicht!

Wenigstens habe ich noch nicht verstanden, aus welchen Gründen Du Dich nicht mehr darum kümmern willst, ob wir den richtigen Weg eingeschlagen haben oder nicht.

Ganz einfach, weil der richtige Weg uns jedenfalls in ein miserables Nest von Städtchen führen muß, welches für die nächste Nacht unser Quartier werden soll. Und weil ein unrichtiger Weg uns zwingen wird, in irgend einem idyllischen Pfarrhause, oder einem romantischen Edelhofe ein Nachtlager zu suchen, denn endlich einmal müssen wir doch auf so etwas stoßen; und Du mußt einräumen, daß wir dann bedeutend im Vortheil sind.

Allerdings, wenn wir immer weiter reiten, ist es wahrscheinlich, daß wir endlich auf so etwas stoßen, vielleicht noch bevor der nächste Armeebefehl erscheint; für die Nacht aber, fürchte ich, werden wir am Ende froh sein müssen, irgend eine Hütte für uns und einen Ziegenstall für unsere Pferde zu finden! — —

Dieses Gespräch wurde geführt in einer späten Nachmittagsstunde eines schönen warmen Augusttages, in einer im Ganzen flachen, doch hügelicht gewellten Gegend, so daß der Charakter der Abwechselung, den sie bot, dadurch nur noch stärker hervortrat. Die beiden Reiter befanden sich nämlich bald inmitten sehr hoher und dichter Wallhecken, zwischen denen ein abscheulicher kothiger Weg mit der abscheulichsten Straßenbaukunst, die es für Reiter geben kann, das heißt mit eingeworfenen Reisigbündeln verbessert worden war; bald in kleinen zumeist aus Eichenholz bestehenden Waldungen, wo Schlagbäume ihrem Einzug wie ihrem Auszug hartnäckige Hindernisse in den Weg stellten, über die sich mit den ermüdeten Dienstpferden nicht so ohne Weiteres hinwegsetzen ließ; bald befanden sie sich auf kleinen Haiden, auf denen lustig die Erika

blühte, hier und da ein Wachholderstrauch vegetirte, und eine Wolke Rauch ausstieß, wenn zufällig der Steigbügel eines der beiden Reiter ihn streifte; bald waren sie inmitten neuer Markenzuschläge, mit ihren sandigen, von melancholisch dürftigen, jugendlichen Birkenstämmchen überragten Umwallungen; bald in einem kleinen und schmalen Wiesenthal, durch das ein Bächlein schlich, gottlob ein sommerlich schmaler Wasserfaden; denn sonst hätten unsere beiden Reiter wahrhaftig nicht hinübergekonnt, weil die Brücken sich in dem allerbaufälligsten Zustande befanden, der sich nur irgend ersinnen läßt. Immer aber, mochten unsere jungen Krieger nun im Wald, oder auf der Haide, oder zwischen Hecken und Umwallungen sich befinden — immer waren sie in der vollständigsten Ungewißheit, ob sie sich ihrem eigentlichen Ziele entgegen oder vielleicht mit jedem Schritte weiter von demselben fort bewegten. Der Ausschnitt aus der Generalstabskarte, den Viktor von Bewerungen bei sich trug, hatte sie bei einem „coupirten Terrain“ wie dieses war, vollständig im Stich gelassen!

Sie kamen wieder an einem Bache an, über den eine lange Holzbrücke führte. Diesmal war das Gewässer beträchtlicher; es war ein vollständiger

kleiner Fluß, der zwischen hohen grasbewachsenen Ufern über weißen Kies langsam und träge dahinströmte.

Beide Reiter hielten vor der Brücke.

Wagst Du Dich über dies vermoderte alte Bauwerk? fragte Graf Etzelstein.

Es ist allerdings höchst originell construirt, und scheint mehr einen monumentalen Charakter, etwa zur Erinnerung an einen Uebergang Pipins des Kleinen in seinen Sachsenkriegen, zu haben, als praktischen Werth für die Gegenwart. Für die Passage von Mann und Roß ist es wenigstens nicht berechnet; höchstens für ein Kuhgespann; wenn das durchtritt, hält es der nachfolgende Wagen, und wenn etwa hinter ihm der Wagen einbricht, so wird dieser von dem Gespann gehalten. Aeußerst sinnreich!

Während Bewerungen so scherzte, schwang er sich aus dem Sattel, um sein Pferd hinüberzuführen. Etzelstein folgte seinem Beispiel. Beide leiteten ihre Thiere sorgsam an den gefährlichen Stellen der Brücke vorbei, durch welche man überall auf das unten durchströmende Wasser blicken konnte.

Sieh einmal, was ist das, Bewerungen? rief Etzelstein in diesem Augenblicke aus.

Was meinst Du?

Das kleine graue Etwas, welches auf dem Wasser unter unsern Füßen einhersegelt.

Das ist — in der That, das ist merkwürdig!

Und mit diesen Worten reichte Bewerungen rasch seinem Freunde den Zügel seines Pferdes und sprang am Ufer des Flüßchens dem kleinen grauen Gegenstande nach, den Etzelstein eben bezeichnet hatte.

Er mußte ihm eine ziemliche Strecke weit folgen, bevor das Ding bei einer Wendung des Baches dem Ufer so nahe kam, daß Bewerungen es mit seiner Reitgerte erreichen und zu sich heranziehen konnte. Dann kam er zu Etzelstein zurück, seine Beute lustig schwenkend.

Was ist's? rief der Letztere ihm entgegen — ich glaube wahrhaftig, es ist . . . .

Eine Straußfeder — eine graugefärbte, mächtig lange Straußfeder, und wenn ich mich darauf nur halbwegs verstehe, so ist sie ächt!

Da Du Dich auf Alles verstehst, so zweifle ich daran nicht — es frägt sich nur, ob Du auch verstehst, woher sie in diese Einöde kommt?

Ganz gewiß von einer Dame comme il faut, eine andre trägt einen solchen werthvollen Schmuck nicht.

Das Werthvollste daran ist für uns jedenfalls, daß es auf die Nähe civilisirter Wesen deutet.

Richtig, wo eine Straußfeder ist, da müssen auch andere weibliche Eigenschaften in der Nähe sein, z. B. Crinolin, Volants und Echarpen, und diese deuten wieder auf die Anwesenheit eines gebildeten weiblichen Organismus!

Es käme nur darauf an, ihn zu entdecken, meinte Etzelstein.

Das kann nicht schwer sein, bei der großen Breite, welche heut zu Tage eine Damen-Existenz in Anspruch nimmt!

Die beiden Officiere hatten unterdeß — nachdem die Brücke glücklich zurückgelegt war und nachdem Bewerungen die wenig vom Wasser genetzte Feder in seine Brusttasche geschoben — ihre Pferde wieder bestiegen und ritten über einen schmalen Wiesengrund einem Gehölze zu, in welches der Weg führte.

Als sie dies Gehölz erreicht hatten und nun, dem Wege folgend, rechtshin in dasselbe einbogen,

bot sich ihnen ein in hohem Grade überraschender und fesselnder Anblick dar.

Vor ihnen lag eine weit in die Waldung hineinführende, schluchtartige Bodenvertiefung, ähnlich dem breiten Bette eines Baches, obwohl der Boden trocken und mit dürftigem grünen Rasen überzogen war. Auf dem rechts und links in die Höhe schwellenden Terrain wucherte dichtes Gehölz und dieses wölbte sich in der Mitte so zusammen, daß es ein vollständiges Berceau mit einer höchst malerischen Perspective bildete. Hier und da blickten die Strahlen der Abendsonne golden in die grüne Schattenwelt. Das schönste an diesem malerischen Bilde aber war die Staffage und diese bestand in nichts Andrem, als in der Gestalt einer Dame, die hoch zu Roß am entgegengesetzten Ende des Wald-Berceaus hielt. Sie war viel zu weit entfernt, als daß man ihre Züge hätte unterscheiden können — nur erkannten die beiden jungen Leute die Farbe ihres Gewandes, das dunkelgrün zu sein schien, und des grauen spanischen Männerhuts, den sie trug. Das eigenthümlichste an der ganzen Erscheinung war, daß sie auf einer goldenen Lichtwolke zu schweben schien.

Ah, rief Etzelstein aus — da ist sie, die Dame, die wir suchen, ganz ohne Zweifel!

Bewerungen zog betroffen die Zügel seines Pferdes an, als wolle er halten, um mit Muße zu betrachten.

Welch' schönes Bild! sagte er — wie eine Heilige auf Goldgrund!

Mit dem Unterschiede, daß die Heiligen den goldenen Schein um den Kopf tragen, und diese einsame Reiterin ihn unter ihren Füßen hat!

Oder unter denen ihres Pferdes, fiel Viktor Bewerungen ein, wenn anders diese schlanke Gestalt auf einem Pferde ruht, denn ich bin sehr versucht, das falbe Thier unter ihr für einen Hirsch zu halten und die Reiterin für die heilige Ida selber!

Oder für die Fee der Romantik — aber woher kommt diese goldene Lichtwolke, auf der sie schwebt, während doch ihre Gestalt vom Gehölz beschattet ist?

Ganz einfach von dem Staube, welchen die Bewegungen ihres Pferdes aufrühren und in den die Sonne scheint.

Ich sah nie einen hübscheren Effekt! sagte Etzelstein; aber nun halte Dein Thier nicht länger zu-

rück, und laß uns eilen, ihr die Feder zu bringen, es sieht ganz so aus, als wenn sie darauf wartete.

In diesem Augenblicke wandte die Dame ihr Pferd und ritt weiter in den Waldweg hinein.

Setzen wir uns in Trab, um sie einzuholen, sagte Bewerungen.

Beide gaben ihren Pferden die Zügel und ließen sie lang austraben.

Nach einer Weile wandte die Dame den Kopf und dann setzte auch sie ihr Pferd in Trab.

Galop, sagte Etzelstein, oder sie entkommt uns.

Der Hufschlag eines gestreckten Galops tönte im nächsten Augenblick durch das Gehölz, vermischt mit dem Klirren von Waffen und Bügeln.

Aber nicht allein die Bäume schien dies kriegerische Geräusch, welches ihre lautlose Friedensstille unterbrach und das sie im Echo zurückwarfen, zu erreichen; die Dame mußte es ebenso wohl vernommen haben; denn gleich darauf sprang auch ihr Pferd zu langen Galopsätzen an und trug sie mit Windeseile davon.

So lange die beiden Officiere die Flüchtige vor sich erblickten, hielten sie, lachend über diese ergötzliche Jagd, ihre Pferde in demselben Tempo. Nach

einer Weile aber verschwand die Reiterin, indem sie am Ende des Weges rechts hin, wie es schien, in das Gehölz, abbog.

Diese heilige Ida ist besser beritten als wir, sagte Etzelstein, indem er sein Pferd parirte.

Bewerungen ahmte seinem Beispiel nach.

Sie schien hier, versetzte er hoch aufathmend, auf dienende Geister zu warten, welche ihr ihre Straußfeder zurückbrächten; daß diese in der Gestalt zweier Lieutenants auftauchten, muß ihr bedenklich vorgekommen sein!

Die beiden jungen Leute ritten nun gemach weiter, bis sie an die Stelle gekommen waren, wo die Amazone verschwunden. Der Wald öffnete sich hier vor sich erblickte man überall bebautes Ackergelände, rechtshin aber führte, am Saume des Waldes entlang, eine junge Allee von Lerchentannen, mit Rüstern vermischt, auf ein großes Gebäude zu, dessen zahlreiche Fenster in der Abendsonne glühten, und dessen alterthümliche Structuren auf den ersten Blick den ehrwürdigen Edelsitz verriethen.

„Alarkos' hohe Zinnen seh' ich ragen!"

rief Bewerungen aus — rechtsan geschwenkt, und die Ritter von der Straußfeder werden finden was

sie suchen: — a damsel in distress — um ihren verunstalteten Amazonenhut nämlich. —

Nach etwa zehn Minuten ritten sie durch den Thorweg eines Vorgebäudes in einen engen dunklen Hof ein, der ihnen ein vollständiges Bild eines mittelalterigen Schloßbaues zeigte. Links hob sich ein steinernes Gebäude auf, mit einem breiten Erker und fast quadratförmigen Fenstern, die von gekuppelten Säulen eingerahmt wurden; die Gebäudetheile en face und rechts waren in Fachwerk ausgeführt, und das Gebälke und Holz daran war auf's reichste und schönste mit Schnitzwerk geziert, während auf den horizontal liegenden Balken allerlei schöne und fromme Sprüche in alterthümlicher Schrift zu lesen standen.

In der Ecke links hob sich ein hoher Treppenthurm auf, in welchem auf der halben Höhe des ersten Stocks eine offenstehende Thür angebracht war. Zu dieser Thüre führte eine breite Stiege mit durchbrochenem Steingeländer und geräumigem Perron empor.

Graf Etzelstein spähte nach einem menschlichen Wesen, das die Pferde annehmen könne; Bewerungen ließ die Blicke über das malerische Ganze schweifen

und endlich auf den Wappen haften, die an dem Treppenthurme angebracht waren.

Das ist ein ehemaliges Johanniter-Ordensschloß und muß jetzt dem Küchenmeister von Sontheim gehören, sagte er.

Deine Heraldik in Ehren, versetzte Etzelstein, aber mir wäre lieber, Du entdecktest einen Stallmeister.

Bewerungen schwang sich aus dem Sattel, und band sein Pferd an einen der Ringe, die, hier und da an den Mauern angebracht, nicht schwer zu finden waren.

Wir werden auch ohne Stallmeister fertig werden, sagte er — und als Etzelstein seinem Beispiel gefolgt war, schritten Beide die Treppe hinan und in das Innere des Thurmes. Hier führte eine steinerne Wendeltreppe hinauf; aber nachdem die jungen Männer wenige Stufen empor geschritten waren, zeigte sich ihnen zur Linken ein kleiner Corridor, und am Ende desselben ein Flügelthüre von altergebräuntem Eichenholz, mit einem Eisenbeschlag und einem Schloß, die wahre Kunstwerke von Schmiedearbeit waren.

Als die beiden Officiere darauf zuschritten, öffnete

sich die Thüre rasch und eine schlanke jugendliche Mädchengestalt im dunkelgrünen Reitkleide trat auf die Schwelle.

Mit einem leisen Ach! der Ueberraschung blieb sie stehen. —

Viktor von Bewerungen nahte sich ihr mit seiner galantesten Verbeugung.

Meine Gnädigste, sagte er, wir sind so glücklich gewesen, einen Gegenstand aufzufinden, der ohne Zweifel Ihr Eigenthum ist; gönnen Sie uns die Ehre, denselben Ihnen persönlich zu überreichen.

Die schönen Züge der jungen Dame hatten einen gewissen Ausdruck von Unfreundlichkeit angenommen, hinter dem sich sicherlich ein kleines Erschrecken vor der überraschenden und plötzlichen Erscheinung ihrer zwei Verfolger barg. Als Viktor von Bewerungen geendet, erhellten sich diese Züge keineswegs, sondern mit ziemlich kaltem Tone sagte sie:

Das muß ein Irrthum sein — ich verlor nichts!

Nicht diese Straußfeder? fiel Bewerungen ein, indem er mit der Hand in seine Brusttasche griff, wo er die Feder auf's sorgfältigste geborgen glaubte.

Er zog die Hand leer zurück. Die Feder war fort.

Mein Gott — wo ist die Feder? rief er aus, indem er Etzelstein einen verzweifelten Blick zuwarf.

Du hast sie ja zu Dir gesteckt, nahm Graf Etzelstein jetzt das Wort.

Sie ist fort — ich habe sie so behutsam und sanft, um sie nicht zu zerdrücken, in die Brusttasche geschoben — die Behutsamkeit war wohl zu groß! Sie ist gewiß bei unserm schnellen Galopreiten davon geflogen.

Die Züge der jungen Dame verloren den unfreundlichen Ausdruck; aber sie nahmen einen viel schlimmeren an: ein spöttisches Lächeln spielte um ihre rothen Lippen.

Die beiden Officiere sahen sich an mit Blicken, welche sich wechselseitig eine abscheuliche Verlegenheit eingestanden.

Sie spielten in der That in diesem Augenblick eine ganz erschrecklich unangenehme Rolle.

Sie hatten die Dame verfolgt — sie trieben jetzt die Frechheit so weit, mit einem erlogenen Vorwand sich bei ihr eindrängen zu wollen — so mußte es scheinen; es war eine grausame Situation und

Graf Etzelstein erröthete darüber bis unter die Haarwurzeln.

Bewerungen verlor jedoch die Geistesgegenwart nicht.

So reiten wir einfach, um zu suchen, den Weg zurück, sagte er.

Das muß ich Ihnen überlassen, meine Herren, fiel die junge Dame etwas schnippisch ein, und machte Miene sich zurückzuziehen, und die Thüre, in welcher sie stand, zu schließen.

Aber in diesem Augenblicke erhielten die verlegenen jungen Männer plötzlich einen unerwarteten Bundesgenossen.

Ein schwerer bespornter Schritt kam die Wendelstiege herauf; ein sehr blonder und sehr rothglühender Kopf und ein galonnirter Livreekragen wurden sichtbar.

Gnä Frölen, hier ist sie — ich habe sie gefunden! rief der kleine, pausbackige Groom, der im nächsten Augenblick zwischen unserer Gruppe stand — und dabei schwenkte er triumphirend die graue Feder und überreichte sie seiner Herrin.

Diese nahm sie mit einer äußerst großen Gemessenheit. Sie streckte die Hand so zögernd und

langsam danach aus — es schien, als ob sie Lust habe, ihrem Groom in's lustige runde Angesicht hinein abzuleugnen, daß sie je eine solche Feder besessen, je eine mit Augen erblickt habe.

Aber sie nahm sie dennoch und die Reihe zu erröthen war an sie gekommen.

An der Zeller Furth, wo gnä Frölen glaubte, daß sie beim Durchreiten an den Zweigen hängen geblieben, war sie nicht, fuhr der erhitzte Groom fort, — dann bin ich durch den ganzen Sternbusch geritten, ohne sie zu finden — aber wo war sie? — In der Wolfschneise, da, wo gnä Frölen auf mich warten wollten, da lag sie — wie sie dahin gekommen ist, das begreife . . . .

Es ist schon gut, schon gut, geh' Andreas, ich danke Dir! sagte das Fräulein hastig.

Gestehen Sie, daß wir gerechtfertigt sind, hub Bewerungen jetzt wieder an.

O, fiel das Fräulein mit dem raschen Wortfluß ein, hinter welchem man eine Verlegenheit zu verstecken pflegt — wenn Sie unter dem Gegenstand, welchen ich verloren haben sollte, diese armselige Feder meinten — dann allerdings. Ich würde nicht

einmal danach haben suchen lassen, wenn nicht mein Reitknecht sich darauf capricirt hätte. Am wenigsten konnte ich glauben, daß zwei Herren der Mühe werth fänden, um ein solches halbes Nichts wie rasend durch unsern Wald zu sprengen und sich so weit ab von ihrem eigentlichen Wege zu entfernen! Aber Ihr stürmisches Wettrennen muß Sie nicht wenig ermüdet haben — wenn Sie vielleicht eintreten wollen, um sich auszuruhen — — ich will meinen Vater rufen.

Bei dieser Rede, die so viel Spitzen gegen unsere beiden Freunde enthielt, schickte Graf Etzelstein sich an, seine Abschiedsverbeugung zu machen, um sich zurückzuziehen. Anders Bewerungen. Er machte einen Schritt vorwärts. Die Dame trat demzufolge zurück und führte die Herren in einen sehr großen, sehr niedern, in der Mitte von einem Holzpfeiler gestützten Saal, dessen sämmtliche Wände bedeckt waren von neuumrahmten, neurestaurirten, aber sehr altmodisch costümirten Familienbildern. Am oberen Ende desselben befand sich eine offenstehende Glasthüre. Das Fräulein schritt auf diese Thüre zu; eine kleine Brücke, welche über einen schmalen, aber tiefen Schloßgraben gelegt war, führte auf den alten

Burgwall; dieser bot jetzt den Anblick einer hübschen kleinen Gartenanlage dar, und hier standen die beiden jungen Männer nach zwei Schritten vor dem in einem Gartenstuhl sich schaukelnden Schloßherrn, dem Baron Küchenmeister von Sontheim. —

II.

Die junge Dame that nichts, um den beiden Offizieren die Bekanntschaft mit dem Schloßherrn rascher zu vermitteln, was so leicht gewesen wäre, wenn sie des kleinen Dienstes erwähnt hätte, den dieselben ihr geleistet.

Zwei Herren aus der Stadt wünschen sich Dir vorzustellen, sagte sie trocken und dabei trat sie einen Schritt weit hinter ihren Vater, um wie von dieser gesicherten Position aus die Fremden ihrem prüfenden Blicke zu unterziehen.

Bewerungen war der, welcher das Wort nahm; mit dem ersten Blick hatte er zu erkennen geglaubt, was für eine Art von altem Herrn er in dem Baron Küchenmeister vor sich habe, und danach den Stil seiner offenen und unbefangenen Begrüßung eingerichtet.

Zwei verirrte Wegfahrer, sagte er, die glaubten,

durch das Gebiet des Herrn Barons nicht ziehen zu dürfen, ohne demselben ihr Compliment zu machen. Mein Name ist Viktor von Bewerungen, Hauptmann im Generalstabe — mein Freund, Graf Burkhard Etzelstein, Premierlieutnant im 6. Husaren-Regiment . . . .

Sehr angenehm, äußerst angenehm, meine Herren, unterbrach der Baron Küchenmeister, indem er beiden jungen Leuten die Hände schüttelte — bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Aufmerksamkeit, charmant von Ihnen, nehmen Sie Platz, wir Landleute sehen so selten einen anständigen Menschen. Also vom 6. Husaren-Regiment, na, da hat ja mein Bruder, Gott hab' ihn selig, seiner Zeit auch drin gedient — was macht denn der Felsberg, der Major Felsberg im sechsten — ist auch todt — na, kann ich mir denken — setzen Sie sich doch, Graf Bewerlungen...

Bitte, fiel Bewerungen ein, ich heiße von Bewerungen, mein Freund Graf Etzelstein.

Ach, ja ja ja, fuhr der Baron fort, entschuldigen Sie, Bewerungen, freilich Bewerungen, kannte ja selbst einen Herrn von Bewerungen recht gut, war zu meiner Zeit Landrath in Friedensburg und Graf Etzelstein, das ist ein Name, der guten Klang hat

im Lande — ja, die Etzelstein — allen Respekt — aber die Herren nehmen eine Erfrischung, eine kleine Collation, bitte, Leonore, besorge uns das.

Die junge Dame entfernte sich, während die Officiere Platz nahmen, und sich Glück wünschten zu dem zuvorkommenden Wirth, den sie gefunden. Baron Küchenmeister war in der That ganz der alte Herr, für den Bewerungen ihn nach dem ersten Blick gehalten — die „gute Zeit", die harmlos joviale ehrliche Haut selber: ein kleiner starker Mann, mit einem runden blühenden Gesicht, das von einem dichten, ergrauenden Barte noch runder gemacht wurde, und dem die Lebenslust aus den kleinen, von starken Brauen bedeckten Augen sah. Er war sehr leicht gekleidet, im grünen Jagdrock mit stehendem Kragen, ohne Halsbinde, aber dafür mit einer andern Hals- oder vielmehr Nackenzierde angethan, nämlich mit einer langen und starken silbernen Kette, die um seine Schultern hing und nicht etwa irgend ein Kleinod oder ein Schaustück trug, sondern ganz einfach mit den silbernen Kettchen in Verbindung stand, welche die einzelnen Theile seiner großen Meerschaumpfeife zusammenhielten.

Bewerungen gab Bericht, was ihn und seinen

Freund hierhin geführt. Einige Stunden weiter lag eine sehr ausgedehnte Haidestrecke. Dieselbe war zum Kriegstheater für die großen Herbstmanöver des Armee-Corps vorgeschlagen. Die beiden Officiere waren commandirt worden, das Terrain zu besichtigen, die dahin führenden Wege in Augenschein zu nehmen, die Quartierverhältnisse der Umgegend zu untersuchen. Sie waren zu dem Ende am Morgen in der Frühe aus der Stadt aufgebrochen, wo ihre Garnison lag. Nach der Mittagrast in einem Dorfwirthshaus hatten sie den Einfall bekommen, ihre Burschen mit den Mantelsäcken auf dem eigentlichen Wege, der nach einem in der Nähe der fraglichen Haide liegenden Städtchen führte, zu senden, für sich aber, der Romantik wegen, wie Bewerungen erzählte, Richtwege einzuschlagen, die sie nach der Generalstabskarte leicht zu finden vermeint, während sie doch in der That vollständig in diesem Vorhaben gescheitert und ganz und gar in die Irre gerathen waren.

Nun, desto besser, rief der kleine Baron aus, weil Sie dadurch hierhin gerathen sind, wo ich nun aber sehr bitte, daß Sie mir die Loberger Haide morgen ganz über alles Lob erhaben und vortrefflich

finden! — Hab schon zu meiner Freude davon gehört, von dem Corps-Mannöver — da bekommen wir endlich einmal Leben und Unterhaltung in unsre stillen Thäler. Ist ganz charmant, malerisch, romantisch, fruchtbar bis zum Exceß, unsre Gegend hier, aber, unter uns, etwas stille und langweilig — gerade Recht, daß Du kommst, Leonore, Kind, die Herren kündigen uns ein großartiges Herbstvergnügen an, laß Dir das von ihnen erzählen — Einquartierung wird's geben die Hülle und Fülle, und da können wir in die Wette darauf losarbeiten, wer am meisten Ehre einlegt, Du mit dem Küchen und Keller-Departement, oder ich mit dem Pferdestall und unserm kleinen Jagdapparat!

Das Fräulein, welches eben zurückgekehrt war, sah die beiden Officiere mit einem Blicke an, der sich nicht leicht enträthseln ließ, ob er Freude über diese Nachricht oder Mißbehagen darüber ausdrückte, so völlig kalt und ruhig war er.

In der That? sagte sie nur, zu Graf Etzelstein gewendet.

Etzelstein erwiederte auf diese Anrede, die ihn jetzt zum ersten Male in's Gespräch zog, mit einem ganz leisen und kaum merklichen Erröthen:

Es ist die Absicht, in der Nähe die diesjährigen Herbstmanöver abzuhalten, und Ihr Herr Vater nimmt die Aussicht auf eine, auch für Ihr Haus damit verknüpfte Quartierbelästigung mit einer Zufriedenheit auf, die schwerlich von allen Bewohnern desselben getheilt wird!

Es kann uns nur angenehm sein, versetzte das Fräulein mit derselben Kälte und nahm einen leeren Stuhl neben ihrem Vater ein.

Ich hoffe Kind, Du hast ein paar Flaschen mit dem grünen Lack bestellt, fuhr der Baron fort — wir müssen unsere Gäste für eine solche Botschaft ehren, wie wir nur immer können ....

Ich fürchte, fiel Bewerungen ein, das gnädige Fräulein ist doch nicht ganz dieser Ansicht; das Militair scheint bei Ihnen keineswegs in Gnade zu stehen, wenigstens haben meine Gnädigste vorhin bei unsrer Erscheinung Ihr Pferd in eine Gangart versetzt, welche für uns nichts schmeichelhaftes hatte!

Fräulein Leonore sah zu Boden, aber bevor sie antworten konnte, fiel der Baron ein:

Wie so? hat sie vor Ihnen Reisaus genommen? Ja sehn Sie, das darf Sie nicht wundern; meine Tochter, Gott sei's geklagt, ist etwas von einer

Menschenfeindin, sie liebt die Einsamkeit wie ein Anachoret, und glauben Sie, daß ich sie hier von meinem Gute fortbringe, etwa um den Winter in der Stadt zu verleben? Keine Möglichkeit!

Das liegt nur in der verschiedenen Auffassung des Begriffs Winter, die wir Beide haben, mein lieber Vater, warf hier Leonore ein — ich nenne den Winter die Zeit, wo die Bäume sich entlauben und die Tage kurz sind — Du aber, Du nennst das die Jagdzeit, und würdest dann um keinen Preis fortgehen. Kommt dann für Dich der Winter ....

Der bei mir mit dem Carneval so ziemlich genau zusammenfällt, unterbrach sie der Baron.

Dann, fuhr das Fräulein fort, halte ich den Ueberzug nicht mehr der Mühe werth und ziehe vor, zu bleiben, um nichts von dem ersten Kommen des Frühlings zu verlieren.

Richtig, und so bleiben wir denn und verbauern!

Sie sind also immer hier auf dem Lande? fragte Bewerungen.

Mein Vater hat alle Jahre die Güte, eine weitere Reise mit mir zu machen, versetzte Leonore, ohne aufzublicken.

Der Baron seufzte. Ja so ist es, sagte er, und ordnete an seinem Pfeifenkettensystem.

Ein Bedienter trat eben aus dem Hause mit einer großen Platte, welche mit Flaschen und Lebensmitteln sehr reich besetzt war. Baron Küchenmeister sah zu seiner Befriedigung, daß die grüne Lack-Sorte nicht fehlte und schenkte seinen Gästen ein; er ging ihnen sodann mit einem guten Beispiel voran und griff herzhaft zu. Die Officiere waren hungrig und durstig von ihrer Irrfahrt, sie thaten deshalb der „Naturalverpflegung“ alle Ehre an. Das Gespräch stockte unterdeß, was jedoch den Baron Küchenmeister von Sontheim nicht abhielt, sich einer steigenden Heiterkeit hinzugeben.

Ich hoffe, daß die Herren über hier zurückkehren werden, um mir die Nachricht zu bringen, daß unsre Loberger Haide völlig Gnade gefunden hat vor Ihren Augen — sagte er; wir wollen dann diese gute Botschaft mit einigen Flaschen Sekt feiern, eine besondere Sorte, meine Herren, zu der aber meine gestrenge Tochter nur bei feierlichen Gelegenheiten den Schlüssel herausgibt. Graf Etzelstein, leeren Sie doch Ihr Glas — Sie sind kein Trinker, seh' ich —

Darüber müssen Sie sich nicht wundern, fiel Bewerungen ein, derartige Laster hat mein Freund Etzelstein zahllose. Er trinkt nicht, er spielt nicht, er tanzt nicht und macht nicht die Cour, — dieser Husarenlieutenant ist mit einem Wort die bewaffnete und berittene Moralität.

Leonore warf bei diesen Worten einen unbeobachteten Seitenblick auf Etzelstein, der auffallend lange auf ihm haften blieb.

Du singst mir da, — entgegnete Etzelstein mit einem Lächeln, das etwas Verlegenes hatte, — ein Loblied, dem wohl nur die Absicht zum Grunde liegt, daß ich mich dafür revanchiren soll, indem ich nun Deine geselligen Glanzseiten der Reihe nach vorstelle: ich begnüge mich aber zu sagen, daß Freunde gewöhnlich durch die Gegensätze und Verschiedenheiten ihrer Charaktere zusammengeführt werden, und daß Bewerungen und ich — sehr warme Freunde sind!

Das heißt, er ist ein Trinker, Spieler, Tänzer und Courmacher, der Herr Hauptmann von Bewerungen, fiel lachend der Baron ein.

So arg ist's nicht gemeint; aber es ist eben ein Universalgenie, und treibt Alles, was getrieben wer-

den kann. Sie werden an ihm einen Mann kennen lernen, der Alles kann, Alles gesehen, Alles gelesen und Alles behalten hat . . . .

Also ein Gelehrter, unterbrach der Baron — nun damit kann Herr von Bewerungen sich bei meiner Tochter einen Stein im Brett erwerben, die weiß das besser zu schätzen, als ihr Papa, der Alles verschwitzt hat, was er jemals aus einem Buche irgend einer Art erfahren. Das geht uns armen Landjunkern nun einmal nicht anders. Wir helfen uns aber doch so durch, meine Tochter und ich. Sie stellt die Gelahrtenbank und ich die Ritterbank vor, und so regieren wir zusammen unsere Hufe; es fehlte nur ein Dritter, der den Ausschlag gäbe bei einer Meinungsverschiedenheit der Räthe im Collegium, wie das denn auch wohl vorkommt — aber . .

Der Baron brach wieder mit einem Seufzer ab und schenkte sein Glas voll. —

Der gute Baron scheint sich nach einem Schwiegersohn zu sehnen und Fräulein Leonore eigensinnig zu sein, dachte Bewerungen, und dabei heftete er wie forschend seinen Blick auf das Fräulein. Diese erröthete leicht, und Bewerungen sagte sich deshalb:

In der That, so stehen die Sachen! davon ist Akt zu nehmen! —

Nun aber, begann der Baron wieder, leeren Sie Ihre Gläser, meine Herren, und dann gewähren Sie mir das Vergnügen, Sie ein wenig herumführen zu dürfen.

Etzelstein stand auf und versetzte:

Es ist Abend, Herr Baron, und wir werden unser heutiges Nachtquartier nicht mehr erreichen, wenn...

Ihr Nachtquartier? fiel der Baron ihm mit hellem Lachen laut in die Rede — als ob Sie das nicht längst erreicht hätten, meine Herren — Sie bleiben hier unter meinem Dach, das ist eine ausgemachte Sache, — morgen werde ich Sie selbst auf den Weg zu Ihrem Ziele bringen und Sie werden dann vollständig nachholen können, was Sie heute dem alten Küchenmeister zu Liebe versäumten, und damit Basta, und jetzt kommen Sie.

Bewerungen schwieg, Etzelstein wollte Protest einlegen, aber er vermochte nichts gegen des alten Herrn Entschiedenheit, und nach wenig Minuten war die Gesellschaft auf dem Wege durch die Gartenanlagen, in welche die alten Burgwälle und Gräben umgeschaffen waren. Der Baron führte sie so, daß

sie sich allmählich den, einen Steinwurf weit von dem Herrnhause liegenden Oekonomiegebäuden näherten, wo der Schloßherr den Fremden seinen Stolz und die Freude seines Herzens, seine Pferde, zeigen wollte. Burkhard Etzelstein hatte sich dabei dem Baron angeschlossen, während Bewerungen neben dem Fräulein schritt. Der junge Husaren-Officier fand dabei Gelegenheit, das Herz des gutmüthigen Edelmanns durch die ruhige, verständige und klare Art gefangen zu nehmen, mit welcher er auf alle Liebhabereien und Interessen desselben einzugehen wußte. Er hörte z. B., während der Baron über Landwirthschaft sprach, mit einer Aufmersamkeit zu, als wäre er ein gelernter Zögling von Hohenheim; er machte ihn sogar mit neuen Erfindungen und Entdeckungen bekannt, und beschrieb ihm ganz genau, wie man in England durch die sinnige Erfindung der Braunheubereitung den Ertrag sumpfiger Wiesen steigere. —

Durch eine ganz andere Art der Unterhaltung suchte unterdeß Viktor von Bewerungen auf das Fräulein Leonore Eindruck zu machen. Im Anfange wurde ihm diese Aufgabe nicht gar leicht gemacht. Fräulein Leonore schien eine äußerst schweigsame

junge Dame; sie äußerte nur so viel, um ihn erkennen zu lassen, daß sie Geist und Bildung genug habe, seinem Geplauder folgen und die vielfachen Anspielungen verstehen zu können, in denen er sein mannichfaltiges, wirklich nicht gewöhnliches Wissen glänzen ließ. Bewerungen suchte nach und nach zu ergründen, wie weit er dabei gehen dürfe und wo die Grenze ihres Verständnisses liege. Er fing an englische und französische Dichter zu citiren — sie ließ ihn aus ihren Antworten schließen, daß sie nichts höre, was ihr neu sei. — Er begann von seinen italienischen Reisen zu sprechen und italienische Phrasen anzuführen; sie verstand auch das Italienische vortrefflich; sie wurde zugleich bei diesem Gegenstande der Unterhaltung immer wärmer, sie thauete auf, sie begann selbst zu erzählen und einen Abend zu schildern, den sie in Florenz im Theater zugebracht hatte. Lebhaft malte sie den Enthusiasmus aus, mit dem die Italiener die Darstellung von Alfieri's Virginia aufgenommen hatten. Dabei waren die beiden jungen Leute eine Strecke weit hinter den Andern zurückgeblieben; der Baron und Etzelstein hatten deshalb ihre Schritte gehemmt, um sie herankommen zu lassen.

In der That, sagte Bewerungen, mit Beziehung auf Leonorens letzte Worte, und während jetzt alle vier neben einander herschritten, — ich begreife diesen Enthusiasmus der Italiener für das Stück, in welchem so viele Schlagworte, welche sie auf ihre heutige politische Lage deuten, vorkommen. Wie müssen zum Beispiel Verse sie elektrisiren wie:

ei, che mostrarsi
Osa Romano ancor, mentre sta Roma
In reo silenzio attonita vilmente
E, nel servaggio, libera si crede!

Was heißt das? unterbrach ihn hier das Fräulein. Sie muthen unserer Gelehrsamkeit zu viel zu, wenn Sie glauben, wir wären aller Sprachen mächtig und verständen solche Citate!

Bewerungen sah sie betroffen an. Sie hatte ihm ja so eben noch im Laufe des Gesprächs durch ihre Antworten bewiesen, daß sie das Idiom Tasso's und Dante's vortrefflich verstand! Um ihr zu zeigen, daß er sich durch ihre erheuchelte Unwissenheit nicht täuschen lasse, übersetzte er denn auch die Verse nicht, sondern leitete das Gespräch auf etwas Anderes über.

Mit dem Beschauen des vortrefflich besetzten Reit- und Jagdstalls des Barons war der Rest

des Abends vergangen. Als man heim kam, stand in dem großen, mit Ahnenbildern dekorirten Saale das Nachtmahl aufgetragen und der Baron hielt seine Gäste bis ziemlich tief in die Nacht hinein bei seinen auserlesenen Weinsorten gefesselt, während sich Fräulein Leonore bei Zeiten still zurückgezogen hatte.

Als die beiden jungen Leute endlich auf ihre Zimmer geführt waren, die neben einander lagen, und durch eine offene Thüre in Verbindung standen, sagte Bewerungen, indem er begann, seine Kleider abzuwerfen:

Nun, hab' ich Recht gehabt, als ich Dir von unserer Verirrung das schönste Ergebniß, das amüsanteste Abenteuer in Aussicht stellte?

Wie immer! Du hast immer Recht, lieber Viktor! antwortete trocken Burkhard Etzelstein durch die offene Thüre.

Und was sagst Du zu diesem Schloßfräulein?

Daß sie bewunderswürdig schön ist.

Dabei das merkwürdigste Geschöpf, welches mir je vorgekommen! fuhr Bewerungen fort. Versteckt wie eine Sphinx! Und gescheut — durchtrieben — den dicken, behäbigen Papa scheint sie zu pantoffeln, daß ihm Hören und Sehen vergeht — prächtiger

alter Mensch das — wenn ich nur herausbringen könnte, was er mit all den Silberketten um den Hals macht! — Aber das Eine erkläre mir, Burkhard, weshalb diese räthselhafte Schöne, während sie mit mir allein ist, zeigt, daß sie wie ein Pfingstapostel alle möglichen Sprachen redet, und dann, wo sie Dich und den Papa als Zeugen hat, mit der größten Unverschämtheit ableugnet, daß sie italienisch versteht?

Gewiß, weil die Pfingstweihe des Geistes, die in Deiner Gesellschaft über sie kommt, verloren geht, wenn so unbedeutende Individuen wie ich und der Papa störend dazwischen fahren.

Boshafter Mensch, versetzte Bewerungen.

Oder, fuhr Etzelstein trocken fort, weil sie die Schätze ihrer Bildung und ihres Geistes einzig vor Dir enthüllen will, und sie vor profanen Augen zuschließt!

Nun, halt nur ein mit Deinen Malicen, entgegnete Bewerungen — Du bist ja heute Abend ganz entsetzlich sarkastisch — und doch hast Du gar keinen Grund dazu, ich versichere Dich auf Ehre, Du hast von uns Beiden entschieden den günstigsten Eindruck auf sie gemacht, ich habe sehr wohl bemerkt,

wie sie Dich still von der Seite betrachtete, wenn sie es unbemerkt thun zu können glaubte. Und, glaub' mir, damit hängt auch ihre kleine Heuchelei zusammen. Sie will vor Dir nicht den Schein haben, als wolle sie mit ihrer Bildung groß thun, sie fürchtet Dir als ein Blaustrumpf zu erscheinen...

Du fabelst!

Nein, nein, glaub' mir — wenn Du Dein Glück hier versuchen wolltest...

O ich verzichte darauf! versetzte Etzelstein trocken, indem er sich in sein Bett warf.

Weshalb? entgegnete Bewerungen. Sie ist das einzige Kind des Ritters von der silbernen Kette. Nach dem zu urtheilen, wie man hier lebt und eingerichtet ist, hört das Vermögen mit einer Million schwerlich auf. Wenn man ein Mensch ist, wie Du, der schönste Offizier im Regiment, wenn man dazu Graf Etzelstein heißt . . .

So wird man sich immer noch vor der Thorheit hüten müssen, mit dem Geiste und der Gewandtheit eines Bewerungen ein Wettrennen anzustellen! Gute Nacht — Viktor!

Was Den nur verstimmt! murmelte Bewerungen vor sich hin, während er sich jetzt ebenfalls auf das

weiche Lager streckte — er ist wahrhaftig bei dem schönen Burgfräulein um drei Pferdelängen vor mir voraus; aber wenn ihn sein Stoicismus treibt, in einer großartigen Resignation sein Vergnügen zu suchen — nun wohl, und desto besser! —

Am andern Morgen in der Frühe beurlaubten sich die beiden Officiere von ihrem gastlichen Wirth. Fräulein Leonore war noch nicht sichtbar. Der Baron ließ seine Gäste nicht ziehen, ohne die Versicherung zu erhalten, daß sie jedenfalls zu ihm zurückkehren würden — wenn nicht bei Gelegenheit der Manöver, dann doch zu den Jagden im Herbst. Es wurde jedoch die Loberger Haide von den beiden jungen Officieren als durchaus zweckentsprechend befunden, und die Benutzung derselben zu den Uebungen wurde vom General-Commando beschlossen. Der Spätsommer hatte deshalb die Verwaltungsbeamten der Umgegend in eine gewaltige Thätigkeit versetzt, um alle nöthigen Vorkehrungen zur Unterbringung und Ernährung einer großen Anzahl von Truppen zu treffen, und der Septembermonat hatte Alles weit und breit mit Uniformen, Waffen und Fuhrwerk, mit Menschen und Pferden angefüllt. Ein Theil der Truppen bivouakirte in Zelten; ein

andrer Theil cantonnirte in den nächstliegenden Dörfern. Zu diesen letzteren gehörte die Schwadron vom 6. Husaren = Regiment, bei welcher Burkhard Etzelstein stand; und zwar war ihr Quartier angewiesen worden in der Bauerschaft, welche Schloß Welzenburg, den Sitz des Barons Küchenmeister von Sontheim, umgab; den Grafen Etzelstein selbst hatte das Schicksal so begünstigt, daß er nebst dem Obersten seines Regiments und dessen Stab im Schlosse sein Quartier erhalten hatte, zu nicht geringer Freude des alten Küchenmeisters, der den jungen Mann vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft an in besondere Gunst genommen.

Viktor von Bewerungen war natürlich beim Stabe im Hauptquartier; aber dies Hauptquartier hatte seinen Sitz in einer kleinen Stadt aufgeschlagen, die nicht mehr als eine Meile von Welzenburg entfernt war. Kein Ruhetag verging deshalb, ohne daß Bewerungen gekommen wäre, seinen Freund in Welzenburg zu besuchen und die heitere Gesellschaft von Officieren zu vermehren, die sich's hier unter dem Dache eines großartig gastlichen Wirths wohl sein ließ, und das sonst so stille Schloß mit ihrem Lärm, ihrer lauten Fröhlichkeit erfüllte, welche

durch die Aufregung der großen Waffenübung natürlich in hohem Grade gesteigert war.

Bewerungen bewunderte dabei die Haltung, welche Leonore inmitten dieser Schaar von Männern, die sich natürlich alle mehr oder minder zu ihren Verehrern aufwarfen, beibehielt. Die vornehme, kalte Ruhe, mit der sie sich in dieser Gesellschaft bewegte, mit der sie das Hauswesen trotz der verhundertfachten Ansprüche an dasselbe leitete, wich keinen Augenblick von ihr. Sie erlaubte keinem der galanten Herren, welche ihr den Hof machten, sich einer Begünstigung vor den andern zu rühmen.

Nur Bewerungen — freilich, Bewerungen machte nach und nach Fortschritte in ihrer Gunst, das war augenscheinlich. Viktor von Bewerungen war in der That ein zu gescheuter Mensch, als daß, wo er gefallen wollte, er nicht es dahin gebracht hätte, einen günstigen Eindruck zu machen. Er wußte Leonore zu gewinnen durch die Lebendigkeit eines Geistes, der zu viel Bildung in sich aufgenommen hatte, um ein junges Mädchen nicht zu fesseln, das ebenfalls einen großen Bildungstrieb besaß, das aber in seiner ländlichen Abgeschlossenheit dafür so wenig andere Nahrung hatte finden können, als die, welche

sich aus der stummen Gesellschaft todter Bücher schöpfen ließ. Im Gespräche mit Bewerungen ertappte sie sich auf hundert Lücken ihres Wissens, und eben so viele Fragen wurden in ihr angeregt, über welche sie noch nicht gedacht, oder die sie sich unbeantwortet gelassen hatte, und von deren Besprechung mit Bewerungen, der auf Alles eine geistreiche Antwort hatte, Leonore nun auf's lebhafteste angezogen wurde. Bewerungen, der seinerseits bei diesem Verkehre mit dem jungen Mädchen immer mehr sein Herz von ihr eingenommen fühlte, war dennoch klug genug, die Stimme desselben zu unterdrücken. Er beschränkte sich willensstark darauf, nur jenen geistigen Verkehr mit ihr zu pflegen, der sie ihm endlich doch gewinnen mußte, wenn nicht ihr jungfräulicher Stolz, die Sprödigkeit ihrer verschlossenen Natur zu früh verletzt, wenn sie nicht so zu sagen scheu gemacht und daran erinnert wurde, daß sie sich auf eine gefährliche Bahn bei dieser Freundschaft mit einem jungen Manne wie Bewerungen begeben habe.

Einen vollständigen Gegensatz zu diesem Betragen Bewerungens bildete das, welches Burkhard Etzelstein gegen das Fräulein beobachtete. So viel

er um den alten Herrn mit der Silberkette war, so wenig näherte er sich Leonoren. Er von Allen allein schien für ihre Schönheit und Anmuth kein Auge zu haben, für ihn allein schien die geistige Bildung, welche sie vor der Mehrzahl junger Damen ihres Alters auszeichnete, ohne Anziehungskraft zu sein; er allein legte die für einen Husaren-Officier seltsame Passion an den Tag, die Stunden, die er in Welzenburg verlebte, im Gespräche über Pferde, Jagd, Drainage, und alte Familiengeschichten mit dem Baron oder den älteren Officieren hinzubringen, statt sich in die Reihen der Verehrer Leonorens zu stellen, in welchen man sich mit allen möglichen angenehmen und lustigen Dingen, als da sind: Musik, Reiten, Gesellschaftsspiele, Tanzen, die Zeit vertrieb. Diese kalte Zurückhaltung, wo Alles ihr huldigte, schien von Leonoren nicht unbemerkt zu bleiben. Bewerungen machte oft seine kleinen psychologischen Beobachtungen, wie doch selbst ein sonst so starker, stolzer und selbstbewußter Frauengeist, gleich dem Leonorens, von seinen kleinen weiblichen Schwächen nicht frei sei. Daß hier ein Herz übrig blieb, welches nun einmal ganz entschieden nicht für sie schlug, welches kalt und ungerührt blieb,

war Leonoren offenbar ebenso unangenehm und ärgerlich, wie jedem andern gefallsüchtigen jungen Mädchen auch; zwischen einem solchen und ihr war, so sagte sich Bewerungen, nur der Unterschied, daß ein anderes junges Mädchen vielleicht nun darauf ausgegangen wäre, den Gegenstand ihres Verdrusses durch allerlei kleine Coquetterien zu umgarnen, bis auch er an den Triumphwagen gespannt sei; während im Gegentheil die hochmüthige Leonore ein Gefühl wie von einer persönlichen Beleidigung in sich zu tragen schien, und dies durch die vollkommenste, mitunter bis dicht an die Grenzen des Verletzenden und Unartigen streifende Kälte, Zurückhaltung, Uebersehen oder wie man es nennen will, an den Tag legte. Diese Zeichen der Abgeneigtheit gingen bis zu einem gewissen spöttischen Ton, den Leonorens Aeußerungen annahmen, so oft in Etzelstein's Abwesenheit von ihm die Rede war.

Und weshalb, fragte sie Bewerungen eines Tages, zieht sich denn Ihr philosophischer Freund so auffallend von der Welt zurück, wie Sie versichern, daß er es auch in Ihrem Garnisonorte thue?

Der Himmel weiß. Wer ihn nicht so gut kennte, wie ich, könnte auf den Gedanken kommen, er sei

ein heimlicher Sünder und mache, in seine vier Wände eingesperrt, Verse oder Trauerspiele!

Wohl möglich! erwiederte Leonore mit einem verächtlichen Lächeln.

Nein, nein, das ist es doch nicht, fiel Bewerungen ein. Viel eher dient zur Erklärung seiner Weltverachtung, daß er bei seiner Schönheit, seinem vornehmen Namen, und dem Vermögen, das doch sicherlich auch einem Etzelstein nicht fehlen wird, die Erfolge zu leicht gefunden hat, zu zahlreich, daß sie deshalb keinen Reiz für ihn haben.

Glauben Sie das? fragte Leonore, indem sie die Lippen spöttisch aufwarf.

Es ist wenigstens das Wahrscheinlichste!

Sie machen damit der Gesellschaft ein schlechtes Compliment!

Wie so, meine Gnädigste?

Oder Ihrem Freunde; denn in der That, er ist noch etwas gar jung für einen Menschen- und Weltverächter!

Sie wollen damit sagen, er sei ein eingebildeter Mensch? Da muß ich ihn in Schutz nehmen! das ist er am wenigsten von allem, was ein junger Mann sein kann. Er ist eine durchaus bescheidene

Natur. Dies drückt sich in seinem ganzen Wesen aus. So vermeidet er allen Luxus und lebt so sparsam, so einfach, als ob seine Person ihm nicht der Mühe werth sei, Umstände um sie zu machen, etwas für sie aufzuwenden. Wenn er sich in höherem Grade, als es freilich der Fall ist, Ihrer Huld erfreute, so würden Sie gewiß auch die Bemerkung gemacht haben, wie wenig er von sich selbst spricht, wie wenig es ihm gleich allen andern Menschen in Gesellschaft drückt, in ein belebtes Gespräch mit Personalien in der ersten Person des Präsens oder Perfecti einzufallen!

Leonore antwortete:

So ist er, nehmen wir Alles zusammen, eine enge in sich zusammengeschnürte Natur, der Herr Lieutenant Graf Etzelstein, eine Natur, die keine Wärme besitzt, welche sie zur Mittheilung, zum vollen frohen Leben mit Andern drängte, ein Charakter ohne Schwung, der sich äußern, ohne Selbstbewußtsein, das sich geltend machen wollte . . .

So scharf beurtheilen Sie meinen armen Freund Burkhard, meine Gnädigste?

Urtheile ich zu scharf, so nehmen Sie ihn in Schutz, antwortete mit einem Lächeln, welches etwas

Gezwungenes hatte, Leonore; stellen Sie eine Thatsache auf, welche ihn entschuldigt, daß er den alten Herrn spielt, statt des jungen Mannes, wie er sollte . . . .

Ich verstehe Sie, fiel lachend Bewerungen ein — Ihr nach Romantik dürstendes Herz will hinter jeder etwas ungewöhnlichen Erscheinung einen gegeheimnißvollen Grund finden. Sie wollen, es soll irgend eine hochtragische Leidenschaft mit höchst poetischen Conflikten, welche den armen Burkhard zum Einsiedler macht, dahinter stecken.

O, sagte Leonore, verächtlich ihren schönen lockenumwallten Kopf zurückwerfend, daran habe ich nicht gedacht!

In der That nicht?

Leonore, schien es, hielt es nicht der Mühe werth, eine Antwort zu geben, um dies nochmals zu versichern.

Es ist auch in der That nichts dergleichen bei Burkhard vorhanden, fuhr Bewerungen fort. Sein Herz ist frei.

Damit hörte das Gespräch über Bewerungens Freund auf und Fräulein Leonore lenkte die Unterhaltung auf andere Dinge über.

Bewerungen machte unterdeß im Stillen seine Bemerkungen über weibliche Charakter-Eigenschaften.

Wie schlecht er angeschrieben ist, der gute Burkhard, sagte er sich, weil er das Verbrechen begeht, sich einer Alles beherrschenden Liebenswürdigkeit zu entziehen! Aber so gleichgültig sie auch gegen ihn ist, ihre kleine Eitelkeit forscht dennoch, was der Grund seiner Kälte sei, sie will den Trost haben, sich sagen zu können, daß irgend ein früheres Herzens-Engagement ihn unempfänglich für ihre Reize mache. Daher dies ganze Gespräch, das mich ausholen sollte, ob Burkhards Herz an irgend einer stillen Wunde blute!

Obwohl Viktor Bewerungen derartige kleine psychologische Bemerkungen über Leonore zu machen nicht unterließ, so fühlte er sich dennoch von Tag zu Tag mehr gefangen von dem Geiste und den Reizen des schönen Mädchens, während er sich durchaus rathlos und hülflos fühlte, was zu beginnen, um dem freundschaftlichen Verhältniß zwischen ihm und Leonore, zu dem er es glücklich gebracht, den Charakter eines innigeren und sentimentaleren zu geben, nach dem sein Herz verlangte. Sein Herz, sagen wir, denn wenn auch bei Bewerungen der

Gedanke an die reiche Mitgift des Erbfräuleins von Küchenmeister zu Sontheim nicht so im Hintergrunde lag, daß er ganz antheillos an den heißen Wünschen seiner Seele gewesen wäre, so war dieser Gedanke doch darum nicht mehr das erste und einzige Motiv von Bewerungens Bewerbung. Und gerade deshalb, weil sein Herz dabei im Spiele war, fühlte er sich schüchterner und zuversichtsloser dem stolzen, verschlossenen Fräulein gegenüber und kam endlich zu einem Entschluß, der eigentlich für einen gewandten und beredten jungen Mann etwas Demüthigendes hatte. Aber die logischen Schlüsse, welche Bewerungen dazu hinleiteten, waren zu zwingender Natur, als daß er sich ihnen nicht unterworfen hätte.

Er beschloß nämlich, zuerst mit dem Vater Leonorens zu reden.

Wenn ich ihr einen Antrag mache, sagte er sich, so wird diese spröde, kalte Natur im ersten Augenblick nichts hören als ihren jungfräulichen Stolz und mir einen Korb geben, so colossal groß, daß mit Ehren gar nicht auf die Sache zurückzukommen ist. Anders, wenn der Ritter von der Silberkette davon bei ihr beginnt. Sicherlich ist das Heiraths-

thema schon öfter von ihnen abgehandelt. Aus dem Munde des Papa's kommend tritt ein Antrag weniger überraschend, so zu sagen mit weniger Eclat vor sie; und wenn sie einwilligt, braucht sie nicht eine Neigung zu gestehen, wogegen sich jedenfalls im ersten Augenblick noch ihr Stolz sträuben wird; sie kann ihrer Hingabe den Mantel kindlichen Gehorsams umhängen.

Das war Bewerungens Raisonnement, und von diesen Gründen bestimmt, nahm er eines schönen Abends, wo er den Ritter von der Silberkette allein in der Gartenlaube traf, die Gelegenheit wahr, und brachte frischweg sein Wort an.

Der Baron hörte ihm mit großer Seelenruhe zu.

Mein lieber Bewerungen, sagte er ~~dann~~, darauf kann ich Ihnen nichts antworten als: das kommt ganz auf die Leonore an, ob sie einwilligt; mir sind Sie ganz willkommen als Schwiegersohn; ich kenne Sie als tüchtigen Officier, der die besten Aussichten hat; sind ein Mann von Vermögen, gutem Hause, ehrenwerther Führung, kurz, ich will Ihrem Glücke, wenn Sie es an der Seite meiner Tochter suchen, nicht im Wege stehen. Verhehle Ihnen auch nicht, daß ich mich nach einem Schwiegersohne sehne;

führe ein einsames Leben hier, Gott weiß es, und wenn sich ein Paar lustige Blondköpfe von Enkel im Hause herumtummelten, es wäre meinem alten Herzen eine wahre Freude, und ich meine, dann wäre Alles gut. Die Leonore weiß auch wohl wie ich denke, aber das Kind hat nun einmal seine eigenen Ideen, und daran ist nichts zu machen, und .... aber da kommt sie ja just, — Leonore, bemühe Dich einmal zu uns, Kind, Herr von Bewerungen hier hat mit Dir zu reden!

So lautete des Barons Antwort, deren letzter Theil an das eben durch den Garten heranschreitende Fräulein gerichtet war.

Bewerungen sprang auf, während Leonore in die Laube trat. Daß die Sache diese Wendung nehme, war nicht eben das, was er vorausgesetzt und gewünscht hatte. Er blieb stumm, verlegen und roth bis unter die Haarwurzeln.

Nun, ich sehe schon, fuhr lachend der Baron fort, der getreue Seladon ist zu bewegt, um sein Wort anbringen zu können, und so wird der Papa das Eis brechen müssen. Leonore, Kind, der Herr von Bewerungen beehrt uns mit einer Werbung um Deine Hand. Mir ist er als Schwiegersohn

willkommen, und, da Du Dich nun doch **einmal** wirst entschließen müssen, es darauf zu wagen, ist es Dir hoffentlich nicht minder?

Leonore blickte ruhig auf Bewerungen und sodann auf ihren Vater; die Augen niederschlagend versetzte sie endlich:

Ich achte Herrn von Bewerungen zu hoch, um nicht durch seinen Antrag mich geehrt zu fühlen. Und wenn es Dein ausgesprochener Wunsch ist, mein Vater, daß ich heirathen soll, wie es freilich nach allen unsern Verhältnissen ja natürlich, — so kennst Du mich zu gut als Deine folgsame Tochter, als daß . . . .

Bewerungen ließ sie nicht ausreden; er ergriff stürmisch ihre Hand und bedeckte sie überglücklich mit seinen Küssen.

Nun, Gott segne Euch, meine Kinder! sagte der Baron gerührt — Gott segne Euch — und dann ließ er, nachdem er Bewerungen herzlich umarmt, die beiden jungen Leute allein und ging, Jedem, der ihm von seinen Gästen und Hausgenossen begegnete, die große Kunde mitzutheilen.

III.

Unter den Gästen, die Welzenburg belebten und, so oft es die freien Abendstunden oder die Rasttage nur erlaubten, hinüber geritten waren, um die lustige Tafelrunde des vortrefflichen alten Küchenmeisters zu vergrößern — unter allen diesen Gästen erregte die Nachricht von Bewerungens Glück natürlich das größte Aufsehen, d. h. Neugier oder Verdruß oder Neid oder Spott über den klugen Burschen, der sein Mundwerk so vortrefflich auszubeuten gewußt, oder, hier und dort, auch ein wenig aufrichtiger Theilnahme und herzlicher Freude, und überall Lärm. Daß Jeder sich zudrängte, um Glück zu wünschen, sowohl dem Brautpaare als dem alten Herrn, versteht sich von selbst; der alte Herr aber, was ihn angeht, wehrte diese Gratulationen eifrig ab.

Nein, nein, nein, sagte er, so weit sind wir noch nicht, meine Herren . . . . Alles zu seiner

Zeit, und nach der Ordnung — bevor Sie Glück wünschen können, müssen wir ein rechtes Brautpaar haben und bevor wir ein rechtes Brautpaar haben müssen wir eine rechte, feierliche Verlobung haben! —

Die Aussicht auf ein feierliches Verlobungsfest wurde natürlich mit Jubel aufgenommen.

Der alte Herr beraumte dieses Fest auf den Tag der nächsten Woche an, an welchem die Herren Officiere ihren Rasttag hatten. Mit unbeschränkter Liberalität wurden die Einladungen dazu erlassen, nach großartigem Maßstab die Vorbereitungen getroffen. Desto mehr aber fühlten die jungen Männer, welche nun seit einer Reihe von Tagen bereits die Gastlichkeit des Barons genossen hatten, sich die Verpflichtung auferlegt, etwas zu thun, um demselben ihre Dankbarkeit zu beweisen. Man trat also zusammen, um zu überlegen. Es wurden allerlei Vorschläge gemacht. Man dachte zuerst daran, auf einem improvisirten Theater Scenen aufzuführen. Aber es fehlten dazu eben nur die passenden Scenen — die Aufgabe, welche zu erfinden und zu verfassen, hatte Keiner Lust auf sich zu nehmen. Dann wurde in Ueberlegung genommen, ob man nicht ein Carousſel reiten solle? Oder eine Fantasia im Be-

duinen-Costüme, mit Turban und wehendem weißem Burnus? Aber das wollte eingeübt sein und zu langen Uebungen fehlte Zeit, auch wohl die Lust bei den meisten der Herren, die den Morgen bei den Manövern thätig sein mußten und dann, wenn sie auch den Nachmittag hindurch größtentheils unbeschäftigt blieben, doch ermüdet und rastbedürftig waren. Endlich blieb man dabei stehen, daß man ein großes glänzendes Jagdrennen an dem Festtage halten wolle. Dieser Vorschlag fand um so mehr Billigung, als man die dazu nöthigen Jagdpferde in hinreichender Anzahl aus der Stadt kommen lassen konnte, mehrere tüchtige Hunters ja auch im Besitz des Barons Küchenmeister waren, der sie den nicht damit versehenen Herren gewiß mit Vergnügen herlieh. So wurde denn ein kleines Comité von drei Officieren gewählt, welches die Angelegenheit zu organisiren und zu leiten hatte. Der in Welzenburg einquartierte General und der Baron Küchenmeister von Sontheim wurden gebeten, das Schiedsrichteramt zu übernehmen.

Unter Denen, welche an dem Rennen Theil nehmen wollten, waren Bewerungen und Etzelstein.

Etzelstein lag nicht mehr im Quartiere in Wel-

zenburg. An demselben Tage, an welchem Bewerungen durch Leonorens Zusage so glücklich geworden, hatten einige Unordnungen auf einem großen Bauernhofe statt gefunden, auf welchem ein Theil der Schwadron, bei welcher Etzelstein stand, einquartiert lag. Der Letztere hatte am Morgen darauf seinen Obersten um die Erlaubniß gebeten, sich selbst auf dem Hofe einzuquartieren, um die Wiederkehr ähnlicher Scenen — blutige Schlägereien zwischen den Husaren und den Knechten des Hofes — zu verhüten. Der Oberst hatte diesen Vorschlag nur gebilligt, der Verwaltungsbeamte der Gemeinde war damit ebenfalls ganz einverstanden gewesen, und Etzelstein hatte sich deshalb vom Baron Küchenmeister verabschiedet, um den Bauernhof zu beziehen.

Thut mir leid, sehr leid, daß Sie mein Haus verlassen, hatte der Ritter von der Silberkette dabei mit einer Stimme gesagt, in der etwas wie eine gemüthliche Affection lag, die bei dem heiteren alten Herrn nicht gerade zu den gewöhnlichen Vorkommnissen gehören mochte. Sehr leid, wahrhaftig. Habe Sie lieb gewonnen, Graf Etzelstein, wenn Sie's nicht übel nehmen. Glaubte nicht, daß wir so bald wieder auseinander kommen würden. Hatte mir

schon so meine Gedanken gemacht. Nun, es ist jetzt anders gekommen. Muß auch gut sein! Ist's auch, ist's auch! Also, jedenfalls auf baldiges Wiedersehen! Ist doch nur so eine Art Bivouac, in das Sie jetzt ziehen, hoffe, als Ihr eigentliches Quartier betrachten Sie nach wie vor mein Haus!

Nach dieser Abschiedsrede des alten Herrn war Burkhard Etzelstein von dannen gezogen, und seitdem hatte er sich nur ein oder zwei Mal in Welzenburg blicken lassen; aber immer nur flüchtig; Bewerungen war nach seiner Verlobung noch gar nicht wieder mit ihm zusammengetroffen, er hatte noch nicht einmal seines Freundes Glückwünsche erhalten.

An dem Jagdrennen jedoch erklärte Etzelstein bereitwillig, Theil nehmen zu wollen. Man hätte auch auf seine Mitwirkung gar nicht verzichtet, denn Graf Burkhard Etzelstein galt für den besten Reiter im Regiment.

Der für die Verlobungsfeier anberaumte Tag war gekommen. Ein wolkenlos heiterer Himmel, ein wunderbar schönes klares Herbstwetter begünstigte ihn. Auf Schloß Welzenburg war Alles in regster Thätigkeit und Bewegung, alle Zimmer bis in die Dachstuben mit Gästen belegt, während Be-

kannte und Verwandte von den benachbarten Gütern und Orten fortwährend zu Roß und Wagen durch die Schloßallee heranzogen. Gegen zehn Uhr wurden von den Jockey's die Pferde herausgeführt; in dem Schloßhof, vor dem Schlosse, auf dem Wege von den Stallungen her, überall sah man diese schön und kräftig gebauten, leicht und elegant aufgezäumten und gesattelten Thiere. Dazwischen bewegten sich die Herren, welche am Rennen Theil nehmen wollten, in ihren scharlachrothen Jagdröcken, Andere, die bloß die Zuschauer abzugeben beabsichtigten, in ihren Uniformen, oder in ihrem schlichten Reitcostüme, wenn sie zu den eingeladenen Nachbarn und alten Freunden des Barons gehörten. Endlich bewegte sich eine Cavalcade, ein ganzer Schwarm aus dem Schloßhofe heraus. An seiner Spitze der Baron und neben ihm Leonore, ebenfalls zu Pferde, begleitet von einer andern jungen Dame, einer entfernten Cousine, die seit einigen Tagen zum Besuche bei ihr war. Man ritt einem geräumigen Grasanger zu, wo das Signal zum „Start“ gegeben werden sollte. Hier wurde gesäumt, bis Alles, was zur Sache gehörte, beieinander, bis das letzte Arrangement getroffen, der letzte Anstoß be-

seitigt war. Die Preisrichter setzten dann ihre Pferde in Galop, um sich auf dem nächsten Wege an ihren Platz, den „Winpost“ zu begeben. Man sah bei dieser Gelegenheit auch, zu welchem Ende Baron Küchenmeister die eigenthümlichen silbernen Ketten um den Nacken trug. Er war wie immer von seiner Meerschaumpfeife begleitet. Bei dem hitzigen Galop, in den der lebhafte alte Herr augenblicklich sich oder vielmehr sein Pferd warf, verging ihm jedoch der Athem. Er ließ die Pfeife aus dem Munde fallen. Die heftige Bewegung riß die einzelnen Theile des treuen und geliebten Rauchapparats auseinander und diese flogen nun, von der Silberkette festgehalten, in lustigem Durcheinander ihm um Kopf und Schultern.

Leonore, ihre Begleiterin, ein paar ältere Herren in Civil, eine Gruppe Officiere, die am Rennen nicht Theil nahmen, lösten sich nun ebenfalls von dem Schwarme der rothen Wettrenner ab; in gestrecktem Trabe folgten sie den bereits voraufgeeilten Preisrichtern, aber nicht um den Winpost, sondern um auf geradem und gebahntem Wege eine Stelle der Bahn zu erreichen, wo das in Aussicht stehende Schauspiel den höchsten Grad des Interesses, seine

spannendsten Scenen entwickeln sollte. Die ausgesteckte und mit Fahnenstangen bezeichnete Bahn, die sich in einem Halbkreis über ein sehr coupirtes Terrain zog, in welchem es Hindernisse genug zu überwinden gab — Umzäunungen, Gräben, frisch aufgepflügtes Ackerland, eine sumpfige Wiese — hatte an der erwähnten Stelle nämlich ihr Haupthinderniß. Die Reiter mußten hier zuerst eine ziemlich steile Anhöhe herunter, dann einen Graben und eine Wallhecke überwinden, und an der andern Seite der Wallhecke einen zweiten Graben, der sehr breit und wassergefüllt war, überspringen.

An diese Stelle der ausgesteckten Bahn also begaben sich die Damen mit ihren Begleitern, um hier Zeugen des Minder oder Mehr von Heroismus zu werden, womit Roß und Reiter das Hinderniß zu besiegen verstanden. Als Leonore mit ihrem Gefolge an diesem Ziele angekommen war, faßte sie Posto zur Seite der Bahn, auf der Anhöhe, also an einem Punkte, wo sich die zu erwartende Scene am besten überschauen ließ, während man zugleich den Vortheil hatte, die Wettrenner schon eine gute Strecke weit daher kommen sehen zu können.

Vielleicht eine Viertelstunde lang hatte die Reiter-

gruppe mit den Damen in der Mitte voll Spannung an dieser Stelle geharrt; eine Hornfanfare, das Zeichen zum Abreiten, war längst durch die frische Herbstluft aus der Gegend des Schlosses herübergeklungen. Es konnte nicht lange mehr dauern, bis die ersten der wettrennenden Herren auftauchten und sichtbar wurden. Und sichtbar wurden sie denn auch, rothschimmernd, bald in langen Sätzen forcirten Galops heranbrausend, bald in vorsichtig gemäßigterer Gangart, aber mit kühner Todesverachtung sich über die Hindernisse schnellend. Ein an solche Entwickelungen von Gewandtheit und Kraft in Mann und Pferd nicht gewöhntes Auge mußte manche Leistung wirklich ganz unerhört finden; über Hecken und Zäune schnob die wilde Jagd einher, sie schleuderte sich über breite Gräben, als ob die Magie des todverachtenden Willens und Muthes den Einzelnen Flügel gegeben hätte. Es waren zwölf Herren gewesen, die sich bei dem ersten Klang der Hornfanfare von dem Anger in der Nähe des Schlosses in Bewegung gesetzt hatten. Ihrer neun schnoben lustig und unverletzt in nur kleinen Zwischenräumen an Leonoren und ihrer Gruppe vorüber. Nur drei also auf der ganzen Strecke hatten irgend ein kleines

Unglück erlitten; der Phantasie der Zuschauer blieb die völlige Freiheit, es sich auszudenken; aber zwischen den beiden äußersten Enden der Gefahrenscala, dem Reißen eines Zügels oder eines Gurts und dem Brechen eines Halses mußte es jedenfalls liegen. Die Gruppe von Zuschauern auf der Hügelerhebung hatte jedoch wahrlich die Zeit nicht, sich um die Zurückgebliebenen viel zu kümmern; denn Diejenigen, welche noch mit völlig heiler Haut an ihr vorüberstürmten, boten einen Anblick dar, der viel zu spannend und fesselnd, um nicht alle Aufmerksamkeit ganz und gar für sich in Beschlag zu nehmen. Unter den Ersten, welche herankamen, war Bewerungen; er hatte ein vortreffliches Pferd, das vor keinem Hinderniß stutzte und sich aufnahm wie ein Schulpferd in der Reitbahn unter einem Kunstreiter, so leicht und regelrecht geschah es. Etzelstein war ziemlich weit hinter ihm zurück, entweder weil sein Pferd mit dem Bewerungens nicht wetteifern konnte, oder weil Etzelstein das Feuer desselben gemäßigt und es zurückgehalten hatte, um seine Kräfte zu schonen und dieselben für den letzten Theil der Aufgabe aufzusparen. In dem Raume aber, den Leonorens Auge überschaute, schien Etzelstein es

darauf angelegt zu haben, die Andern alle zu schlagen und plötzlich die Spitze zu nehmen. Etzelstein brauste jetzt mit wunderbarer Schnelligkeit daher, die Anhöhe hinab, als ob für ihn keine Gefahr in der Welt sei. Als er mit Leonoren und ihrer Umgebung auf gleicher Linie angekommen war, wandte er ihr das Gesicht zu; hochgeröthet glänzte es in wunderbarer, ganz eigenthümlicher Schönheit.

Der blickt ja hierhin wie ein zürnender Gott! rief die Cousine Leonorens aus — im nächsten Augenblick waren Roß und Reiter unten am Fuße der Hügelsenkung angekommen und im Angesichte des Haupthindernisses.

Graf Burkhard Etzelstein war in der That der Erste geworden, der vor dem Graben und der Wallhecke ankam. Der Zweite hinter ihm war Bewerungen.

Etzelstein nahm sein Pferd auf und drückte ihm die Sporen in die Weichen; es hob sich auf den Hinterfüßen, wie von einer Herkulesfaust emporgerissen — aber es setzte nicht, es weigerte den Sprung.

Die früheren Hindernisse, schien es, hatte es genommen, weil ihm andre mit dem guten Beispiele vorauf gegangen waren. Jetzt, wo es sich an der

Spitze befand, schien sein Muth vor diesem größten Satz, der ihm angesonnen wurde, zu schwinden. Es warf sich auf die Seite und machte Miene, linkshin zur Bahn hinaus zu brechen. Wie mit einer eisernen Gewalt warf Etzelstein es herum; er sah Bewerungen neben sich; wollte er ihm den Ruhm nicht gönnen, der Erste zu sein, der hinüberflog — genug, er führte noch einmal das wiederspenstige Thier schnurstracks auf das Hinderniß zu, er hob es, er stieß ihm die Sporen in die Seiten — aber das Pferd hob sich nur, ohne zu setzen. Es stieg steilrecht in die Luft. In dieser Stellung balancirte es eine, zwei Sekunden lang, während deren der Athem in der Brust der Zuschauer stockte und dann, im selben Augenblick, in welchem Bewerungens Pferd den Satz folgsam machte und wohlbehalten auf der Höhe der Waldhecke ankam, um gleich darauf an der andern Seite sich ebenso glücklich über den zweiten Graben fortzuschnellen — in demselben Augenblick schlug Etzelstein's Thier nach hinten über.

Roß und Reiter lagen am Boden; der Reiter, wie es schien, unter dem Pferde, das sich heftig bewegte und mit den Füßen arbeitete, um wieder in die Höhe zu kommen; im nächsten Augenblick war

es in der That wieder auf den Beinen und galopirte nun scheu und wild querfeldein.

Die Gruppe auf dem Hügel, ihnen Allen voran Leonore, eilte dem Schauplatz des Unglücks zu, auf welchem Burkhard Etzelstein regungslos da lag.

Ein furchtbarer Anblick bot sich ihnen dar. Etzelstein lag ohne alles Bewußtsein, die Augen geschlossen, das Gesicht auf das Entsetzlichste entstellt; bei den Anstrengungen, die sein Pferd gemacht, in die Höhe zu kommen, mußte es ihn mit einem seiner Hufe in's Gesicht getroffen haben — es hatte ihm dabei das Auge unrettbar verwundet, die linke Wange bis auf den Knochen aufgerissen, — es war in der That ein ganz granenhafter Anblick, dieses zerfleischte, mit Blut überströmte Gesicht!

Ein lauter, ein markdurchschütternder Weheschrei ertönte — ein Schrei, so unsäglichen Jammer kündend, als ob er sich aus der Brust einer Mutter losringe, der man plötzlich ihr Kind erschlagen vor die Füße legte. Eine hohe Gestalt war mit der Schnelligkeit des Gedankens neben dem Bewußtlosen in's Gras gesunken, hatte sich über ihn geworfen und schluchzend, außer sich, umklammerte sie seine

Brust und netzte sein blutiges Haupt mit einem Strom von Thränen.

Es war Leonore. Sie gebehrdete sich wie eine Verzweifelte; sie schien von Sinnen.

O erwache, erwache, schrie sie in einem fort, oder laß mich neben Dir sterben!

Ihre Cousine, die jetzt ebenfalls rasch aus dem Sattel geglitten war, umfaßte sie, sie wollte sie wegziehen — aber Leonore stieß sie zurück.

Laßt mich, laßt mich, rief sie aus — er ist mein, er ist mein, ich liebe ihn wie je ein Mann geliebt ist.

Mit erstaunten Blicken sahen sich die Anwesenden an; sie schauten bestürzt auf die Gruppe nieder und dann zu Bewerungen auf, der eben, weil ihm Niemand nachgefolgt war, den Weg über die Wallhecke zurück gemacht hatte, und mit erschrockenem Gesicht die Scene betrachtete.

Die Cousine faßte sich zuerst. Sie suchte mit ihrem Tuche das Blut zu stillen und rief nach einem Arzt. Von den Herren sprang einer hinzu, um ihr beizustehen; er holte Wasser in seinem Hut aus dem Graben und begann die Wunden zu waschen; er fand zuerst auch die Sprache wieder.

Beruhigen Sie sich — die Wunden sind nicht lebensgefährlich, sagte er, — Graf Etzelstein wird sogleich wieder zum Bewußtsein kommen — glauben Sie mir — aber scheuslich wird er aussehn sein Lebenlang!

Sein Lebenlang! rief Leonore, noch immer außer sich, — ja, das wird er, und weil er jetzt unglücklich und entstellt ist, darf ich es sagen, will ich es sagen vor aller Welt, daß ich ihn liebe, liebe bis in den Tod! Als er schön und glücklich war, hätte keine Marter mir dieses Geständiß entrissen — jetzt bin ich sein auf ewig!

Sie blieb neben dem Bewußtlosen knieend, über seine Brust hingeworfen, bis zwei starke Arme sie umfaßten und emporhoben und sie innig umschlossen. Es waren die Arme ihres Vaters, der mit feuchten Wimpern sein Kind an sich drückte.

Ein Paar Stunden später lag Burkhard Etzelstein, das Gesicht mit Tüchern umwunden, in einem halbverdunkelten Zimmer auf Schloß Welzenburg; man hatte ihn auf ein weiches Lager gebettet, und zu Häupten dieses Lagers, seine Hand in der ihren,

saß Leonore. Auf einem Tabouret am Fußende hatte der Baron sich niedergelassen.

Sie liebten Leonore, sagte er vorwurfsvoll zu dem Verwundeten, der jetzt sorgfältig von einem Arzte verbunden war und mit ruhiger Fassung zu reden begonnen hatte — Sie liebten Leonore und Sie sagten es nicht. Sie ließen sie ruhig einer Verbindung entgegen gehen, in der sie nicht glücklich werden konnte!

Ahnte ich das? antwortete Etzelstein leise mit einem schmerzlichen Lächeln. Und dann, durfte ich um sie werben?

Und weshalb durften Sie es nicht?

Weil ich arm bin.

Arm?

Arm, sehr arm — ich habe nichts als meinen Namen, und die Philosophie, die mich als Einsiedler leben ließ, war nichts als meine Dürftigkeit. Zum frohen Dasein meiner Genossen hatte ich einfach — kein Geld! Durfte ich deshalb um die reichste Erbin im Lande werben?

Ich verstehe Sie, antwortete der Baron — Sie waren zu stolz, wie meine Tochter zu stolz war,

ihre Liebe für den schönen und glänzenden Burkhard Etzelstein zu gestehen. Jetzt ....

Wo er entstellt und hülflos ist, fiel Leonore, sich über den Verwundeten beugend, ein, liebt sie ihn doppelt, und kündet es freudig aller Welt!

Der Baron Küchenmeister von Sontheim blieb nicht zurück mit dem Geständniß, daß er von Anfang an sich Burkhard zum Schwiegersohn gewünscht, und dann ging er, um den beiden jungen Leuten Zeit zu lassen, sich ihre Geständnisse zu machen; wie sie sich geliebt vom ersten Augenblick an, da sie sich gesehen; wie Leonore Bewerungens Bewerbung nur im zornigen Schmerz über des Geliebten eisige Kälte angenommen; wie Burkhard im Gram über sein Loos, das ihn von den Ansprüchen auf Leonorens Hand hoffnungslos ausgeschlossen, zu vergehen geglaubt. Und während sie so in namenlosem schmerzlichen Glück die Fülle der Gefühle vor einander ausschütteten, bis endlich der Arzt eintrat und Burkhard alles Sprechen, alle Aufregung untersagte — während deß beschäftigte sich Baron Küchenmeister von Sontheim lange und höchst angestrengt mit der wenig heiteren Aufgabe, Viktor

von Bewerungen im Namen seiner Tochter „abzuschreiben.“

Bewerungen war zu gescheidt, um nicht auf eine ganz taktvolle Weise gute Miene zum bösen Spiel zu machen und einen sehr anständigen Rückzug zu nehmen. Es wurde ihm erleichtert dadurch, daß das Ende der Manöver gekommen, und daß Burkhard Etzelstein für immer in Welzenburg zurückblieb — seine Verwundung war dergestalt, daß er sofort seinen Abschied nehmen mußte. Wurde auch sein Gesicht leidlich wieder hergestellt, so blieben doch gräuliche Narben und das linke Auge blieb verloren!

Statt des so verhängnißvoll gestörten glänzenden Verlobungsfestes wurde auf Schloß Welzenburg sechs Wochen später ein ganz einfaches, stilles, im Kreise der Verwandten und Nachbarn gefeiert. Ein Jagdrennen fand nicht dabei statt — das ist überhaupt seit jenem Tage auf den Küchenmeister von Sontheim und heute Etzelsteinschen Gütern nicht mehr gehalten worden.

Schücking, Levin,

Gesammelte Erzählungen und Novellen von Levin Schücking

Bd.: 4

Hannover 1859